

„Schreiben Sie, was Sie meinen, sonst meine ich, was Sie schreiben.“¹
Parteinahme für ein wehrloses Medium

von Richard Kelber

Seit vielen Jahren widme ich mich dem Bemühen von Mitmenschen, die zwar einen Text zu Papier oder Bildschirm bringen möchten, aber sich mit den durch Grammatik/Rechtschreibung/Zeichensetzung aufgestellten Hindernissen nicht anfreunden können. Diese Texte habe ich redigiert und korrigiert und dabei ein Auge für Geschriebenes entwickelt. Diese regelmäßige Übung hat dazu geführt, dass mir auch in Texten, die ich zu meiner Erbauung heiterer, spannender, informatorischer oder lehrreicher Art lese, auffällt, welche „Klöße“ sich Journalist(inn)en und Autor(inn)en, vor allem aber Übersetzer(innen) fremdsprachiger Literatur leisten. Auf Quellenhinweise für in diesem Text Zitiertes habe ich verzichtet, weil diese ohne sonderlichen Erkenntnisgewinn überflüssig viele Seiten gefüllt hätten. Die angeführten Wendungen sind symptomatisch und stehen für viele andere, die mehr oder weniger regelmäßig die Literatur und die Medien bereichern – das Gegenteil „bearmen“, das es leider in der deutschen Sprache nicht gibt, wäre treffender für diese Armutszeugnisse. In den seltensten Fällen handelt es sich um ein Unikat. Und wenn doch, dann ist dieses besonders plastisch und für die deutsche Medienlandschaft signifikant.

Ich habe sehr lange überlegt, ob es Interesse an diesem Text geben und wer dieses haben könnte, da das Thema für die meisten Menschen ziemlich trocken sein dürfte – was auch manche(r) Leser(in) des Entwurfs nicht von der Hand weisen wollte. Aber häufigerer Zuspruch hat mich darin bestärkt, nicht nur – endlich einmal – meinen Ärger über die Laxheit im Umgang mit der deutschen Sprache loszuwerden, sondern auch den Versuch zu unternehmen, mit Schreibenden in einen Dialog zu kommen, die möglicherweise meinen Ärger hervorgerufen haben. Vielleicht nützt es ja etwas.

In diesem Text ist mein Wissen über den merk- und denkwürdigen Umgang mit der deutschen Sprache in veröffentlichter Meinung und Literatur zusammengefasst. Wenn mir das hier und da möglicherweise etwas zu umfangreich und detailliert gerät, bitte ich um Nachsicht. Ich habe jahrzehntelang bei meiner Lektüre schlechtes bis unerträgliches Deutsch ertragen müssen – und das möchte ich nicht länger für mich behalten. Öffentlich oder vielleicht auch nur quasi-öffentlich per Mail und Internet. Ich hoffe, dass die Leser(innen), die Freude an gelungenen und Grauen vor missratenen Formulierungen empfinden, sich durch diesen Text gut unterhalten fühlen. Wer hier und da die Darstellung ein wenig kleinlich findet, möge sich vergegenwärtigen, dass es bei den kritisierten Formulierungen nicht um irgendwelches Geschreibsel geht, sondern um hochgelobte Bücher von höchst angesehenen Autor(inn)en bzw. Übersetzer(inne)n. Ferner um das Wirken von vielleicht nicht ganz so hoch angesehenen, aber doch angeblich das Schreiben professionell betreibenden Journalist(inn)en, von denen, mit einem starken Verlag und einer meist relativ großen Redaktion im Rücken, erwartet werden darf, dass sie sich angemessen um ihr Produkt kümmern. Denn wer wollte bei Pfusch in einer technischen oder naturwissenschaftlichen Disziplin nicht „kleinlich“ sein?

¹ Ein Gespräch zwischen Enkel und Großmutter aus Davide Enia, So auf Erden:

„Auf der Piazza haben wir Freunde uns darüber unterhalten, was wir tun wollen, wenn wir groß sind.“

„Groß sein werden.“

„Schon gut, man hat’s auch so verstanden.“

„Davidù, es ist unwichtig, ob der, der dir zuhört, es versteht, die Worte müssen kontrolliert werden. Was hat dir deine Nonna beigebracht? Was sind Worte?“

„Der Ausdruck der Gedanken.“

„Und warum benutzen wir die Zukunftsform?“

„Damit wir Pläne und Hoffnungen und eben solche Dinge ausdrücken können.“

Schlechte Verdauung

Die Sprache ist ein Verständigungsmittel. Eigentlich. Aber der tägliche Gebrauch in den Printmedien und vor allem im Internet lässt eher darauf schließen, dass es sich um ein Abföhrmittel für unzureichend verdaute Grammatik und Rechtschreibung handelt – vom Sinn gnädigerweise zu schweigen. Oder auch um den Versuch von „Profis“, die werkeln wie ein Installateur, der versucht, eine Gasleitung an eine Steckdose anzuschließen. Der Sinn wird vernebelt, verdunkelt, verschwindet im Nichts. Aber von „Fehlern“ ist nicht die Rede. Obwohl es sie haufenweise gibt. Und zwar nicht in erster Linie Tipp- oder – nur sogenannte – Flüchtigkeitsfehler. Wobei ich ziemlich sicher bin, dass etwa bei der Verwechslung des konsekutiven „dass“ mit dem relativen „das“ eher selten ein solcher vorliegt. Richtig Lust zu lesen machen allerdings Tippfehler wie dieser in der Übersetzung eines Gutachtens russischer Ingenieure zu einem Flugzeugabsturz: „Eine allgemeine Darstellung der Lustration im Raum der Stadt Donetsk...“

In diesem Text geht es um ganz bewusst falsch gewählte Schreibweisen, häufig genug im Stil der Umgangssprache. Gar nicht zu schreiben vom Kommastreuer, der sich großer Beliebtheit erfreut, und von den vielen Schreibenden, die dieses Zeichen nicht nach dem Sinn setzen, sondern wenn sie beim Schreiben atmen müssen. Und es scheint in diesem Land sehr viele äußerst kurzatmige Schreibende zu geben. Dass der vorangestellte Infinitiv als Subjekt eines Satzes gilt, ist möglicherweise nicht allgemein verbreitet: „Auf dieser Straße zu fahren könnte gefährlich sein.“

Wohl eher nicht aus der Mode gekommen, sondern in PC-Zeiten völlig unbekannt geworden scheint der Apostroph. Die Printmedien – E-Mails und Webseiten sowieso – sind voll von Akzenten, wo ein Apostroph stehen müsste. Frisier- und andere Schlichtläden handhaben das selbst dort so, wo selbst ein Apostroph nichts verloren hätte: Heidi´s Haarschnitt – Heidi`s Haarstudio. Mit „Heidi’s“ wäre das nicht besser. Auch zieht gegenüber dem Binde- der weithin unbekannte Gedankenstrich stets den Kürzeren. Allerdings funkt Herr Gates mit Microsoft Word gerne dazwischen und macht automatisch etwa in „Wasserförderung und -aufbereitung“ aus dem Binde- einen Gedankenstrich, was meist unbemerkt bleibt.

Es gibt sicher kein geschriebenes Produkt ohne Fehler, ob gedruckt oder in digitaler Form. Ich schließe diesen Text dabei nicht aus. Aber diese sollten weder mit Leichtfertigkeit noch mit Bequemlichkeit zu erklären sein. Vor allem aber nicht mit Unwissenheit. Von all diesem bleibt jedoch kein Medium verschont, keine Qualitätszeitung und kein Qualitätssender, keine Presseagentur. Selbst in einer fetten Überschrift wird gelegentlich eine „Ausstellung“ angepriesen. Es kamen darin auch schon „Zivilpolisten“ zum Einsatz, und zwar „mit Kosequenz“. Häufiger findet sich das „Gebaren“ als „Gebahren“ wieder, wird also möglicherweise gerade in eine Sprachklinik getragen – auf einer Bahre. Ich habe viele Urheber(innen) bewusst gewählter erheblicher Fehler gefragt, was sie dazu veranlasst hat – und so gut wie nie eine auf- oder erklärende Antwort erhalten.

Im Allgemeinen wird auf einigermaßen korrekte Schreibweise kein besonderer Wert gelegt. (Was sich unhöflicherweise in E-Mails oder im Internet tummelt, lässt Menschen mit einem guten Verhältnis zur Sprache grausen.) Wer in der Mathematik ähnlich grobe Fehler machen würde, käme nie zu einem sinnvollen Ergebnis. Dieser Vergleich wird jedoch stets brüsk zurückgewiesen, und zwar mit dem Hinweis: „Du weißt doch, was ich meine.“ Wozu ich auf die Überschrift zu diesem Text verweise.

Das Problem rührt in Druckwerken unter anderem daher, dass es aufgrund des „technischen Fortschritts“, der die unmittelbare Verarbeitung eines im PC geschriebenen Textes für den Druck erlaubt, keine Setzer mehr gibt. Und deshalb auch keine Korrektur durch jemanden, der etwas von seinem Handwerk und von der deutschen Sprache versteht. Die Lektorate sind insbesondere bei aus einer anderen Sprache übersetzten Werken anscheinend nicht zuständig, sondern ebenso bedeutungs- wie ahnungslos. Wie auch Zeitungsartikel werden Buchtexte offensichtlich nicht mehr im Hinblick auf Korrektur gelesen, schon gar nicht von jemand anderem als dem/der Autor(in). Dass jemand einen eigenen Text nach dem Schreiben noch einmal liest, kommt wohl eher ausgesprochen selten vor. Und wenn, dann wird „gelesen“, was geschrieben werden sollte, und nicht, was geschrieben steht. So etwas geschieht nicht nur am „blauen Montag“, vielmehr ist so gut wie jeder Tag „blau“.²

„Schreibe, wie Du sprichst“?

Um mir zu erklären, warum das Binnen-I nicht wirklich hilfreich ist, hat mir jemand eins der Geheimnisse korrekter Rechtschreibung verraten: „Schreibe, wie Du sprichst.“ Gemeint ist damit jedoch nicht das Aufschreiben von etwas, das einfach mal so dahergequasselt wird, sondern sinnvolles Sprechen eines – hoffentlich – sinnvollen Textes. Denn die Betonung eines Wortes lässt auf dessen Schreibweise schließen. Umgekehrt verrät die Schreibweise die Betonung und den Sinn eines Wortes und damit gegebenenfalls eines ganzen Satzes.

Obwohl ich das Binnen-I für eine grandiose Erfindung halte, das die Sprache als Hort des Patriarchats thematisiert hat, bevorzuge ich mittlerweile die Schreibweise „Sportler(innen)“ oder „Abonent(inn)en“, weil sich ein Wort auf diese Weise sowohl männlich als auch weiblich lesen und sprechen lässt. Allerdings bin ich der Auffassung, dass so, wie heute „Frauen mitgemeint sind, wenn die männliche Form gebraucht wird“, durchaus mal eine längere Zeit die Männer „mitgemeint“ sein könnten, wenn durchweg die weibliche Form gebraucht würde. Deshalb möchte ich in diesem Text mal die Männer zu dem sprachlichen Unrecht kommen lassen, das bisher ausschließlich den Frauen angetan wird, schreibe „Sportlerinnen...“ und meine die Männer mit. Das ist selbstverständlich kein Ausgleich dafür, dass in den hiesigen Blättern unter einem Foto mit 19 Frauen und einem Mann steht: „20 Ingenieure...“ Warum allenthalben ein Quasi-Feminismus dem „Mädchen“ zu Hilfe eilt und diesem ein „sie“ verleiht, obwohl selbst Herr Duden nach wie vor das Neutrum „das Mädchen“ und „es“ für korrekt hält, weiß wohl nicht einmal der Henker.

Kleiner Spaß am Rande von höherer, zwar nicht Warte, sondern nur Stelle: NRW-Ministerpräsidentin Kraft hält es mit den Machos, die jede Kritik an der maskulinen Sprache „verrückt“ finden und posaunt Privates so aus: „Ich bin jemand, der ein richtiger Morgenmuffel ist“ und meint sich selbstverständlich als „der“ mit.

² Mitte der 1990er-Jahre verfügten die Mitarbeiterinnen der WAZ, eines der größeren Medien-Konzerne, auf ihrem Rechner nicht einmal über ein Korrekturprogramm. Am Duden orientiert, hätte dieses damals noch eindeutige Aufklärung über Schreibweisen verschaffen und so einen Großteil der Fehler verhindern helfen können. Der Konzern wartete damals, wie Chef Grotkamp mir mitgeteilt hat, auf die Umsetzung der Rechtschreibreform. Möglicherweise ist zwischenzeitlich ein Rechtschreibprogramm beschafft worden, aber dem Vernehmen nach halten viele Schreiberinnen dessen Einsatz für ebenso überflüssig wie ehrenrührig. Mit den entsprechenden Folgen.

Apropos „90er-Jahre“: Wenn ich nicht ganz falsch sprechen sollte, liegt die Betonung entweder auf dem „eu“ von „90“ oder auf dem „a“ in „Jahre“, so dass es sich in beiden Fällen um ein zusammengesetztes Wort handelt – auch „Neunzigerjahre“. Aber diese Schreibweise gibt es in den Printmedien sehr selten, in denen „90er Jahre“ oder „neunziger Jahre“ bevorzugt wird. Warum, weiß nicht einmal Herr Duden, der in diesem Fall erfreulicherweise gegen die Trennung von etwas ist, das zusammengehört.

„Schreibe, wie Du sprichst“ ist als Regel nur dann sinnvoll, wenn der geschriebene Text flüssig und am besten laut gelesen bzw. der Versuch dazu unternommen wird. Denn wer mitteilen will, dass zwei Dinge dieselbe Qualität aufweisen, und sich zugleich an die Duden-Schreibweise hält, wird feststellen, dass „genauso gut“ sich nicht flüssig lesen lässt, sondern hinter „so“ eine sinnwidrige Pause verlangt. Nur „genausogut“ erlaubt ein flüssiges Sprechen. Dasselbe gilt für „ebensowenig/genausowenig“ und „ebensosehr/genausosehr“. Aber nur ganz versteckt tauchen im Duden „ebensosehr“ und „genausowenig“ in sinnvoller Schreibweise auf. Der Duden „empfiehlt“ überaus häufig zwei Schreibweisen, als ob diese ohne Sinnverlust beliebig verwandt werden könnten. Ein eindrucksvolles Beispiel, dass das keineswegs hilfreich ist: „genauso“ und „genau so“: „Es geht mir genauso wie Dir.“ „Es ist genau so, wie Du es gesagt hast.“

Wie groß die Begeisterung der schreibenden Zunft für eine sinnvolle Anwendung von Rechtschreibung und Grammatik ist, hat ein Versuch der Chefredaktion der Genfer Tageszeitung *Le Temps* erwiesen. Diese hat den Februar 2002 zum „Monat der Orthographie“ gekürt. Für jeden Rechtschreib- oder Syntaxfehler sollten fünf Franken Strafe fällig werden. „Mit der symbolischen Geldstrafe sollen die Autoren für Fehlerquellen sensibilisiert werden.“ Die Belegschaft war empört über diese „autoritäre und besserwisserische Maßnahme“. Den Redakteurinnen war sehr wohl bewusst, dass es keineswegs um eine „symbolische“ Bestrafung ging, sondern um einen tiefen Griff in ihr Portemonnaie. Kompromissvorschlag der Chefredaktion: Man könne von dem Geld eine Party finanzieren – unter Beteiligung mindestens aller Abonnentinnen, wenn für alle Fehler bezahlt worden wäre.

Korrekt geschriebene Falschmeldung 1

Eine treffende Aussage, Kurt Tucholsky zugeschrieben:

„Sie dachten, sie seien an der Macht, dabei waren sie bloß an der Regierung.“

Leider ist dieser Satz im Tucholsky-Archiv nicht vorhanden.

Rechtschreibreform

Die Rechtschreibreform war in mancher Hinsicht verdienstvoll. Sie hat eine sinnvolle Anwendung von Doppel-s und „ß“ bewirkt, so dass endlich „Masse“ und „Maße“ vernünftig unterschieden sind. Aber ich würde mir, wenn ich dürfte, wünschen, dass die Schreibweise des „ß“ so wäre, wie der Buchstabe gesprochen wird, wenn er nicht „Rucksack-s“ genannt wird, nämlich „sz“. (So hat Georg Grosz seinen Namen geschrieben und so hieß es auch in Grimms Wörterbuch von 1889.) Dann wäre seine Verwendung auf allen Tastaturen mit lateinischen Buchstaben möglich und es gäbe kein Problem mehr damit, auf einer nichtdeutschen Tastatur den Buchstaben „ß“ nicht vorzufinden. Die Unterscheidung zwischen ß und Doppel-s lernt zu schätzen, wer einmal ein in der Schweiz verlegtes Buch in deutscher Sprache liest. Die Schweiz hat bei der Rechtschreibreform alles mitgemacht, aber die sinnvollste Veränderung nicht. Nach wie vor kennt sie kein ß, weshalb der Leserin „Strasse, Fuss(ball), weiss“ und andere Merkwürdigkeiten zugemutet werden.

Es ist faszinierend, dass das schreibende Volk eines Landes sich so gut wie komplett zwingen lässt oder gezwungen sieht, mit Willen und Bewusstsein sinnwidrig und somit falsch zu schreiben. Diese verheerende Wirkung hatte die Rechtschreibreform bei den – von mir weder verstandenen noch zu verstehenden – Regeln zum Zusammen- und Getrennschreiben von Wörtern. Denn unter den Schreibenden geht seitdem die Mär um, es gebe praktisch keine zusammengeschiedenen Wörter mehr. Was unter anderem häufiger zur Schreibweise des konsekutiven „indem“ als relatives „in dem“ geführt hat, zu „die selbe, darauf hin, seit dem, vor erst,

dem zufolge“, „irgend wer“.³ In keinem Bereich der Sprache ist die Befolgung des Rates, der das Motto dieses Textes ist, wichtiger: „Schreiben Sie, was Sie meinen, sonst meine ich, was Sie schreiben.“ Denn je nachdem, ob es sich um ein zusammengeschriebenes Wort oder auseinandergeschriebene Wörter handelt, wechselt die Bedeutung: „zusammenarbeiten“ gilt für Menschen, die an einem gemeinsamen Projekt arbeiten, „zusammen arbeiten“ hingegen für jene, die lediglich in derselben Firma tätig sind. (Wobei die Formulierung „kooperativ zusammenarbeiten“, also „gut zusammen zusammenarbeiten“, nicht gerade selten ist.)

Die Schreibenden machen freiwillig mit, wozu die Schülerinnen mit der Autorität von Herrn Duden gezwungen werden. Sie müssen sinnwidrig lesen, was geschrieben steht, und dies entsprechend betonen: also „laufen lassen“ mit Betonung auf „au“ und „a“. Oder sie müssen, damit ein Sinn entsteht, anders lesen, als es geschrieben steht, nämlich mit Betonung nur auf „auf“.

Der Duden präsentiert „Golfspielen, Fahrradfahren, Fußballspielen, Autofahren“ als Substantiv in einem Wort. Warum trotz derselben und nur einmaliger Betonung die Verben nicht „golfspielen...“ geschrieben werden sollen, sondern „Golf spielen...“, kann ich nicht nachvollziehen. Denn niemand betont „Golf“ und „spielen“.⁴

Demgegenüber betrachtet der Duden sinnvoller- und erfreulicherweise diese Schreibweisen als korrekt: vonstattengehen, zufriedengeben⁵. Aber obwohl hinsichtlich Sprechweise und (nur einer) Betonung zu den folgenden Verben, soweit ich sehe, kein Unterschied besteht, empfiehlt er: einfach machen, klar werden⁶.

Aber tatsächlich ist es so: „Ich kann es mir einfachmachen. ... Ich kann das einfach machen.“ „Sie können aber schön reden/rechnen. ... Das können Sie nicht schönreden/-rechnen.“ „Lehrer fühlen sich alleingelassen.“ Dann fühlen sie sich allein auf weiter Flur. Aber: „Lehrer fühlen sich allein gelassen.“ Dann sind sie ganz gelassen, wenn sie allein sind. Diese Meldung ist falsch: „Der Verletzte wurde erst versorgt.“ Denn es schließt sich die Frage an: Und dann? Tatsächlich wurde er „erstversorgt“. Ein eher anzügliches, aber überzeugendes Beispiel: „Offen gestanden war das mit deiner offengestandenem Hose nicht okay.“

Ein Wort oder zwei Wörter: Der Sinn ist jeweils ein gänzlich anderer. Dass das dem Duden und so gut wie allen Schreibenden völlig schnurz ist, ist – hoffentlich nicht nur für mich – ein unerklärliches Phänomen. Denn es geht nicht um nur hier und da ein Wort: „zusammen kommen/zusammenkommen, offen gestanden/offengestanden“⁷ sind signifikante Beispiele dafür, wie wichtig es für den Sinn einer Aussage ist, ob es sich um ein zusammengeschriebenes Wort oder zwei auseinandergeschriebene Wörter handelt. Das sei hier, wenn auch in Schriftform, ganz „frei gesprochen“ um darauf hinzuweisen, dass „freigesprochen“ – vor Gericht oder nach einer Ausbildung – etwas sehr anderes ist.

³ Dass der Duden unsinnigerweise „sodass“, „sosehr“ und „mithilfe“ als korrekte Schreibweise benennt, also behauptet, es gebe Wörter mit zwei Betonungen, lässt für einige Schreibende den Schluss zu, dass auch „zuhaus“ korrekt ist, sogar in der Schreibweise „Zuhause“, und zwar nicht als Substantiv. Entsprechend heißt es in der Werbung allenthalben „Herzlich Willkommen“, so dass die Kundinnen sich „Ein herzliches...“ hinzudenken dürfen. Die Duden-Redaktion will uns weismachen, dass zwei Wörter, die sehr unterschiedlich gesprochen werden, lediglich durch die Schreibung des Anfangsbuchstaben unterschieden sein können: mithilfe / Mithilfe. Alles spricht für „mit Hilfe“.

⁴ „Heidi's Haarstudio hatten wir schon. Dort wird ein lustiges „Trockenschneiden“ angeboten. Die Haare werden durch das Schneiden trocken, nicht mittels Handtuch und Föhn.

⁵ Ferner: dahinschleppen, hierherkommen, kennenlernen, richtigstellen, zusammenkommen, klarmachen, offenstehen, mitmachen, fernbleiben.

⁶ Ferner: infrage kommen, ernst nehmen, bekannt werden, schön reden, allein lassen, überlassen bleiben, ruhig bleiben, übrig bleiben, stehen bleiben, fit machen, zu eigen machen, stehen bleiben, gerecht werden.

⁷ Ferner: zusammen/beisammen bleiben/zusammen-/beisammenbleiben, ruhig bleiben/ruhigbleiben, gut gehen/gutgehen.

Herr Duden, der Überrascher

Was beim Duden bemerkenswert ist: Er birgt für diejenigen, die praktisch alle Wörter auseinanderreißen, so manche Überraschung. Zum Beispiel schreibt er nicht „Furcht erregend“, sondern vernünftigerweise „furchterregend“. Oder vielmehr würde er diese Überraschung offenbaren, wenn Schreibende sich dann und wann bequemen würden, einen Blick in den (Online-)Duden zu werfen. Aber dazu fehlt dieser nach eigener Aussage praktisch immer unter Hochdruck arbeitenden Berufsgruppe sicher die Zeit. Vor allem aber fehlt es nicht an der Überzeugung, dass alles Selbstgeschriebene ganz sicher korrekt ist. Da bedarf es keines Blicks in den Duden oder einer Kontrolle durch eine Kollegin. (Die Duden-Überraschungen gleichen allerdings leider nur zu häufig dem Inhalt einer Wundertüte, die keine Wunder enthält, sondern Menschen sich wundern lässt, was an Merkwürdigkeiten darin enthalten ist.)

Da der Duden häufig keine besonders gute Hilfe ist, wäre es nicht verkehrt, wenn die Schreibenden die Schreibweise dessen, was sie ausdrücken wollen, entsprechend dem Sinn wählen würden. Weit gefehlt. Fast durchweg heißt es in der Literatur etwa: „Ich habe keine Lust, irgendwohin zu fahren.“ Entsprechend der Betonung und weil es nicht um die Art der Fortbewegung, sondern um das Ziel geht, wäre korrekt: „Ich habe keine Lust, irgendwo hinzufahren.“ Laut einer Print-Überschrift hat jemand „Warm gespielt für Real Madrid“, was trotz des immer wieder thematisierten wünschenswerten Coming-out auch unter Profifußballern ziemlicher Unsinn ist. Tatsächlich hat sich ein Fußballprofi „warmgespielt für Madrid“, um die Muskulatur für den Einsatz im Spiel vorzubereiten. Und wenn der nach einem Sieg „einen Pokal hochgehalten hätte“, wäre garantiert getitelt worden: „Pokal für Madrid hoch gehalten“. Wenn er eine „Matte“ hat, nennt der Duden ihn „langhaarig“, mit einer Glatze hingegen „kahl geschoren“. Und weiß womöglich sogar, warum – erklärt es nur nicht.

Dies alles gilt für alle Wortarten, etwa ein Adverb wie „genauso“, das bezogen auf die Äußerung einer anderen Person in einem Wort geschrieben wird: „Ich habe es genauso gemeint (wie sie).“ Bezogen auf einen Gegenstand handelt es sich um zwei Wörter: „Genau so (wie sie es gesagt hat) habe ich es gemeint.“ Der Duden empfiehlt für „genauso“ keine „alternative Schreibweise“ wie bei vielen in einem Wort zu schreibenden (allerdings von ihm nicht prioritär zusammengeschriebenen) Verben. Aber er steht auf „genauso viel, genauso wenig, ebenso wenig, allzu viel“. Wie wäre es mit einem Versuch, einen Satz mit einem dieser Wörter laut zu sprechen, etwa: „Er hat genauso viel erlebt wie ich.“ Dabei geht „genauso viel“ nicht ohne Pause zwischen den Wörtern über die Lippen, was ein deutlicher Hinweis auf die Sinnlosigkeit dieser Schreibweise ist.⁸

Jemand wird nach einem Unfall mit schweren Verletzungen in ein Krankenhaus eingeliefert und es heißt: „Er hätte genausogut sterben können.“ Wer mit dem Duden meint, er hätte „genauso gut sterben können“, sollt erklären können, was „gut sterben“ bedeutet und wie es sich gestalten lässt.

Denn es geht hier nicht um ein Plädoyer für ein Wort oder zwei Wörter aus Prinzip, da es sie haufenweise gibt, die unterschiedliche Bedeutung von Zusammen- und Getrennschreibung: „Ich komme mit meinem Einkommen so eben zurecht.“ „Sie ist soeben angekommen.“ Manchmal lässt sich der Sinn eines Satz nur gesprochen verdeutlichen: „Das hat er wirklich drauf.“ Die Betonung auf „drauf“ besagt, dass jemand etwas wirklich gut kann, während die auf „das“ und „wirklich“ andeutet, dass es damit nicht so weit her ist, wie von jemand behauptet. Der folgende Satz aus einem Roman ist aus dem Zusammenhang heraus ebenso als eindeu-

⁸ Erfreulicherweise hat sich der Duden bei aufgrund/auf Grund, zugunsten/zu Gunsten, infolge/in Folge für die Ein-Wort-Variante entschieden.

tig falsch wie eindeutig als falsch erkennbar: „Das ist eindeutig nicht definierbar.“ Ausgesagt werden sollte jedoch: „Das ist nicht eindeutig definierbar.“ Es handelt sich um denselben Unterschied wie zwischen diesen Sätzen: „Alle Journalistinnen kennen die korrekte Schreibweise nicht.“ „Nicht alle Journalistinnen kennen die korrekte Schreibweise.“

Auch eine andere Form des Zusammenschreibens kommt in der deutschen Schreiblandschaft so gut wie nicht mehr vor. Wenn jemand mal dahin und mal dorthin gegangen ist, war die Schreibweise früher eindeutig und allgemein verbreitet: „Sie ist hin- und hergegangen.“ Heute heißt es: „Sie ist hin und her gegangen.“ Drei Wörter, bei denen die gesprochene Betonung auch auf dem „a“ von „gegangen“ liegen müsste, obwohl es in erster Linie um „hin und her“, also „hin- und hergegangen“ geht – mit Betonung auf „i“ und „e“ und keineswegs auf dem „a“.

Da es kein Wort ohne Betonung gibt, liegt in „zufriedengeben“ die Betonung auf dem „ie“. In „zufrieden geben“ liegt sie auf dem „ie“ und dem ersten „e“ von „geben“. Der eine gibt sich mit etwas zufrieden, der andere gibt jemandem etwas – ein Geschenk oder eine Prämie – und ist damit zufrieden.⁹ Wenn jemand „vor sich hin murmelt“, spielt er mit Murmeln, während jemand, der „vor sich hinmurmelt“, undeutlich spricht. Ein besonders markantes Beispiel: „Hast Du saubergemacht?“ „Ja.“ „Das hast Du sauber gemacht.“ Eine nicht nur korrekte, sondern vor allem sinnvolle Schreibweise setzt voraus, dass ein Text beim Schreiben gesprochen wird, im Zweifelsfall laut, weil dann deutlich wird, was gesagt und damit geschrieben werden sollte.

Keine Gewalt gegen Wörter

Ich plädiere deshalb dafür, dabei zu bleiben – richtig: drei Wörter –, ein aus zwei oder mehr Teilen bestehendes Wort nicht mit Gewalt auseinanderzureißen, weil es damit in seiner Bedeutung verändert oder es dieser beraubt würde. Die Regel ist einfach: eine Betonung – ein Wort; zwei oder mehr Betonungen – zwei oder mehr Wörter. Denn, wie bereits dargelegt, ein Wort ohne Betonung gibt es nicht. Allerdings sieht es ganz so aus, als ob im Gegensatz dazu eine angeblich bestehende Regel besinnungslos beachtet und einfach alles willkürlich in zwei oder mehrere Wörter zerrissen würde. Merkt etwa nicht jede, dass etwa „das Radio leise drehen“ mit Sicherheit nicht bedeutet, dass die Lautstärke reduziert, sondern das Radio lautlos – um die eigene Achse – gedreht wird? Und dass nicht jemand als „allein stehend“ bezeichnet wird, die keine Partnerin hat, sondern wer irgendwo ohne Begleitung, also alleine steht.

Auch „soweit/so weit, solange/so lange“ transportieren eine unterschiedliche Bedeutung. „Es ist soweit. ... So weit ist es gekommen.“ „Was dauert daran so lange? ... Solange Du Deine Füße unter meinen Tisch stellst...“ Wozu am Rande angemerkt sei, dass mir ziemlich schleierhaft ist, warum die Anrede „Sie“ vom Duden mit einer Majuskel, die Anrede „du“ hingegen – quasi generell – einerseits mit einer Minuskel versehen wird, aber in einem Brief ebenfalls mit einer Majuskel. Eine „Regel“ ist etwas anderes. Aber bekanntlich setzt der Duden keine Regeln, sondern vollzieht nach, was von (prominenten) Schreibenden schriftlich und vom Volk mündlich fabriziert wird. Es steht also zu befürchten, dass bei Gelegenheit in den Duden-Kanon als Genitiv und Dativ aufgenommen wird, was Herr Buhrow mit manierter Vorliebe von sich gibt: „des/dem Autoren“. Schließlich hat Herr Duden sich auch dazu bereiterklärt, die merkwürdige Rede von „bis hierhin erst einmal“ zu akzeptieren, obwohl „hierher“ und „dorthin“ nicht nur genau zu unterscheiden, sondern in dieser Unterscheidung auch sinnvoll sind.

⁹ Genauso unterschiedlich ist die Bedeutung von „stillstehen/still stehen“, „gutgehen/gut gehen“, „gleichbleiben/gleich bleiben“ – wozu anzumerken ist, dass der Duden „gleich bleiben“ empfiehlt, aber auch „gleichbleibend“, was ganz sicher eine Erklärung wert wäre –, „zusammenfassen/zusammen fassen“.

Um es (noch einmal) festzuhalten: Es geht mir nicht um das Plädoyer für die Einhaltung von Regeln welcher Art auch immer und überhaupt, sondern um den Sinn, den diese erfüllen. Sprachregeln sollen ausschließlich der Verständigung dienen. (Manchmal geht es, wie ich finde, auch um Ästhetik. Viele verwenden auch bei Namen das Genitiv-s, woran ich mich ganz und gar nicht gewöhnen kann und was ich sehr unschön finde: „Die Regeln des Dudens...“ – es gibt Leute, die „des Herrn Dudens“ schreiben würden“ – kommt mir nicht über die Lippen und nur dieses eine Mal mit Gewalt über die Finger in die Tastatur.)

Im Hinblick auf die Zusammen- und Getrennschreibung sind mir die Regeln des Duden ein Buch mit mindestens sieben Siegeln. So wird dort das Hilfsverb „sein“, also verbunden mit einem anderen Wort, grundsätzlich getrennt, etwa „dabei sein“. Aber es will sicher niemand von der Duden-Redaktion behaupten, dass die Betonung auf beiden „ei“ einen Sinn ergibt. Hingegen bedeutet „dabei bleiben“, das jemand auf etwas beharrt, während „dabeibleiben“ aussagt, dass jemand bei einer Gruppe bleibt.

Das Gegenteil von „gut“ ist „gut gemeint“

Es gibt in der deutschen Sprache zum Teil sehr gebräuchliche Wörter, Begriffe und Formulierungen, die etwas ganz anderes ausdrücken als das, was eigentlich gemeint ist, häufig sogar das Gegenteil. Ich meine nicht den nicht erfundenen Nachruf, jemand habe „eine nicht zu ersetzende Lücke“ hinterlassen, sondern fange mit einem Beispiel an, mit dem ich mich ebenso regelmäßig wie gerne unbeliebt mache: „erneuerbare/regenerierbare Energie“. Dass es so etwas nicht gibt und, wie die Physik beweist, nicht geben kann, ist nur zu bekannt. Energie wird – landläufig gesprochen – verbraucht und – wissenschaftlich gesprochen – umgewandelt. Aber sie kann auf keinen Fall „erneuert/regeneriert“ werden. Weg ist weg. Gemeint ist mit diesem Begriff nicht die Energie selbst, sondern die Quelle, aus der sie stammt: Sonne, Wind, Wasser... Folglich geht es um Energie aus immer neu produzierenden, also erneuernden Quellen, die nicht versiegen wie irgendwann die Kohle-, Öl- und Gasvorkommen. Zumindest nicht in derselben Weise, denn wenn in sehr ferner Zukunft die Sonne „ausgebrannt“ ist, hat es sich auch mit „regenerierbaren Energien“. Aber wen schert eine korrekte Bezeichnung, wenn die Sache so prima ist? Zumal, wie zu lesen war, „jeder Bürger Informationen darüber abrufen kann, ob sein Haus zur Erzeugung von Solarenergie geeignet ist“ – „zur Erzeugung“. Ein Haus als Sonne, womit diese heute schon ausgedient hätte? Also eine Alternative zu „Atomlaufzeiten“? Zu denen Lorient mit dem bei Wilhelm Bendow und Franz-Otto Krüger entliehenen Satz hätte sagen lassen können: „Wo laufen sie denn? Ja, wo laufen sie denn hin, die Atome?“ Vielleicht ins Internet? Denn angeblich können wir „künftig unseren Strom per Internet“ nicht etwa bestellen, sondern „beziehen“.

Der Irrglaube, der Mensch dürfe die Natur, was die Energieproduktion angeht, nicht im Stich lassen, sondern könne ihr kräftig unter die nicht vorhandenen Arme greifen, ist weit verbreitet. In der festen Überzeugung der technischen Machbarkeit von allem und jedem wird über den sinnvollen und notwendigen „Ausbau von Sonnen- und Windenergie“ geschrieben. Dafür sollen Kraft und Zeit vorhanden sein, die jedoch für die Formulierung dessen fehlen, worum es geht, nämlich das Gegenteil: „Verbrauch“, also „Nutzung von Sonnen- und Windenergie“ und deren „Ausbau“. Wenn der dafür notwendige physikalische Vorgang genauso unpräzise wäre wie dessen Beschreibung in den Gazetten, dann: „Gute Nacht!“

Der Einsatz „erneuerbarer“ statt fossiler Energien gilt als Mittel gegen das, was die ganz Schlaunen unter den Schreibenden mit Vorliebe als „Klimaerwärmung“ bezeichnen. Dass das Klima kein Gegenstand ist, der in einem Topf auf einem Herd oder auch durch die Sonne „erwärmt“ werden könnte, sondern eine ebenso komplexe wie abstrakte Größe – der „Begriff für

die Gesamtheit aller meteorologischen Vorgänge, die für den durchschnittlichen Zustand der Erdatmosphäre an einem Ort verantwortlich sind“ (Wikipedia) –, stört diese Expertinnen nicht. Radio Eriwan würde allerdings auf die Frage, ob eine „Klimaerwärmung“ möglich sei, genauso antworten wie darauf, ob Homosexuelle Kinder bekommen können: „Im Prinzip nicht, aber es wird immer wieder versucht.“ Und zwar immer häufiger, weil eine von der anderen abschreibt, womit auch Jonas Jonasson (Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand) in einer Übersetzung getroffen wurde.

Mit dem Wetter verhält es sich ganz ähnlich: „Als Wetter bezeichnet man den spürbaren, kurzfristigen Zustand der Atmosphäre an einem bestimmten Ort der Erdoberfläche, der unter anderem als Sonnenschein, Bewölkung, Regen, Wind, Hitze oder Kälte in Erscheinung tritt.“ (Wikipedia) Unter Missachtung dieser Komplexität wird allenthalben – auch in Wetterberichten – von „warmem/kaltem“, „nassem/trockenem“, „sonnigem/bewölktem“ Wetter geredet. Selbstverständlich gibt es die damit beschriebenen Zustände, aber sie machen jeweils nur einen Teil des Wetters aus. Das gilt begrifflich vor allem für die immer in besonderer Weise betonte Temperatur. Die kann, wäre den Schreibern- und Redenden zu glauben, „warm, heiß, schwülwarm, kalt, eiskalt“ und was sonst alles noch sein. Ist sie aber nicht, denn eine Temperatur ist schlicht und ergreifend „niedrig“ oder „hoch“ und wird in unseren Breitengraden in Grad Celsius gemessen. Dass es zugleich schwül sein kann, hat mit der Temperatur nichts zu tun, sondern mit dem Wetter. Aber dann hieße es wahrscheinlich eher, es herrsche ein „feuchtes Klima“, und klänge sehr fachkundig.

Ähnlich originell wird häufig das Tempo verhandelt, und zwar auch bei Krimi-Größen wie Donna Leon oder Taavi Soininvaara. Es ist in fast jedem Kriminalroman „rasend schnell“, hin und wieder auch nur „schnell“ oder auch überraschend „langsam“. Das Tempo bewegt sich jedoch bekanntlich nicht, sondern bezeichnet lediglich, wie schnell oder langsam sich ein Gegenstand oder ein Mensch bewegt. Es ist also, wie die Temperatur, leider nur „niedrig“ oder „hoch“ und muss völlig der sensationsheischenden Beschreibungen entbehren, die Romanautorinnen – und erst recht Übersetzerinnen fremdsprachiger Bücher – besonders lieben. Allerdings gibt es auch Autorinnen, die völlig im Ernst behaupten, es könne eine „langsamere Zeit“ geben.

Autos mit einem „schnellen Tempo“ verfügen kriminal betrachtet sehr häufig über eine phänomenale Eigenschaft: Mit ihnen kann mensch „über eine rote Ampel fahren“. Im Bußgeldkatalog heißt derselbe Tatbestand anders: „Rote Ampel überfahren“. Dazwischen besteht auf jeden Fall ein Höhenunterschied. Wer „über eine rote Ampel fährt“, hält es mit David Hasselhoff und muss hoffen, nach einem Flug unfallfrei zu landen. Wer „eine Ampel überfährt“, lässt es mächtig krachen und muss die Reparatur nicht nur der Ampel teuer bezahlen. Das stört in den Buchverlagen und unter den Leserinnen, aber auch im Bundesverkehrsministerium nicht einmal marginal. Wer allerdings mit einem Auto so fährt, wie es die Sprache erlaubt, schreibt: „Ich bin bei roter Ampel über eine Kreuzung gefahren.“ Aber das ist sicher zu einfach – und vor allem realitätstüchtig.

Korrekt geschriebene Falschmeldung 2

Diese Aussage wird Bert Brecht zugeschrieben:

„Wer kämpft, kann gewinnen. Wer nicht kämpft, hat schon verloren.“

Sie ist im Brecht-Archiv nicht zu finden. Politische Initiativen propagieren gerne eine törichte Variante: „Wer kämpft, kann verlieren...“ Die Perspektive des Gewinnens fehlt ihnen – möglicherweise nicht nur in diesem Satz.

Inhaltlich ein größerer Sprung, aber sprachlich nur ein kleiner Schritt zurück zur „Klimaerwärmung“, weil es eine ganz ähnliche Sinnesverwirbelung ausdrückt, ist es zur „Schuldenaufnahme“, die durch deutsche Medien geistert. In der Regel ist dabei die öffentliche Hand angesprochen, die „Schulden aufnehmen“ müsse, um einen Haushalt mehr oder weniger notdürftig durch ein Parlament oder höheren Orts durch die Kontrolle zu bringen. Meine Frage, wie das funktionieren könnte, hat bisher niemand beantwortet und offensichtlich beantworten können. Ich lasse mal meine Phantasie spielen und jemand in eine Bank gehen:

„Ich möchte 12.000 € Schulden aufnehmen.“

„Kein Problem, hier ist der Vertrag. Sie zahlen 5% Zinsen und 5% Tilgung, also pro Monat 100 Euro.“

„Das Geld überweisen Sie bitte auf mein Konto.“

„Welches Geld? Sie haben gesagt, Sie möchten Schulden aufnehmen.“

Und keinen Kredit. Wer den Schaden hat, spottet jeder Beschreibung. Aber „Kreditaufnahme“ ist offensichtlich sogar einigen statistischen Landesämtern zu korrekt oder zu banal. Sie meinen in ihren Tabellen mit einer Rubrik „Schuldenaufnahme“ reüssieren zu können. Bleibt zu hoffen, dass sie nicht, wie es häufig geschieht, nicht nur Kredite, sondern auch Außenstände zu „Schulden“ erklären.

Da es um Geld geht. Früher war jemand „knapp bei Kasse“. Daraus ist merkwürdigerweise eine „knappe Kasse“ geworden, die folglich ziemlich leer ist – ebenso wie deren Bezeichnung. Nur am Rande: Im Gegensatz zur Senkung des Energieverbrauchs ist „Energiesparen“, obwohl allenthalben propagiert, nicht wirklich möglich. Doch das geschieht auch mit „Kosten“, die nicht mehr, was einzig mit ihnen angestellt werden kann, „gesenkt“, sondern „gespart“ werden. Wenn diese zumindest „erspart“ würden, könnte ich den Leserinnen diese Anmerkung ersparen. Aber dafür gibt es hier keinen „Fond“, von dem immer wieder zu lesen ist und der sowohl die Rückbank eines Autos als auch die Grundlage für eine Sauce benennt –, obwohl häufig der „Fonds“ gemeint ist, also eine Form des Vermögens finanzieller, nicht sprachlicher Art.

Meine Abneigung, den Begriff „sparen“ für anderes einzusetzen als „auf die hohe Kante legen“, rührt vor allem daher, dass im Handel ständig Schindluder damit getrieben wird: Es wird behauptet, ich könne „bis zu 50% sparen“, wenn ich einen bestimmten Artikel kaufe. Tatsächlich gäbe ich, wenn ich diesen erwerben würde, „50%“ aus, die ich zwar nicht „sparen“ würde, die mir aber blieben, wenn ich nicht auf die Werbung hereinfiele.

Es gibt auch ausgesprochen vergnügliche Sprachverirrungen: „Die Stadtbahn fährt überirdisch.“ Das gibt es nur in Dortmund. Anderswo fährt sie „oberirdisch“. Mit ihrem Wirken im „Unterirdischen“ preisen sich die Dortmunder Stadtwerke: „Allein an der Kampstraße halten unsere Stadtbahnen 1.200 Mal täglich.“ Kaum zu glauben – jede einzelne Bahn 1.200-mal (Duden-Schreibweise)? Nein: „Allein an der Kampstraße hält 1.200-mal täglich eine Stadtbahn.“

Richtig spannend ist sicher die Suche nach einem „Geheimversteck“, als ob die Kenntnis von einem (schlichten) Versteck Allgemeingut wäre. Aber das würde nie jemand „hinter vorgehaltener Hand offen zugeben“, sondern einfach mal so mit geschlossenem Mund ausplaudern.

Ob in der Tagespresse oder in Krimis: Verbrecher oder auch Soldaten – an Tucholsky sei erinnert – laufen regelmäßig mit einem „Maschinengewehr“ durch die Gegend. Wie sie das anstellen, ist eine legitime Frage, denn der Duden definiert dieses Instrument als „auf einer entsprechenden Vorrichtung aufliegende automatische Schnellfeuerwaffe mit langem Lauf“. Aber eine „Maschinenpistole“ reicht anscheinend nicht aus, um drohende Gefahr zu definieren und es

dramatisch zu gestalten. Dabei handelt es sich um eine, so Herr Duden, „automatische Schnellfeuerwaffe mit kurzem Lauf für den Nahkampf“.

Der definitiv falsche Infinitiv

„Der Kanzler“, als es noch einen gab, „hat gelobt, alle Karten auf den Tisch legen zu wollen.“ Wahrscheinlich hat er auch „verabredet, in Zukunft das Gespräch suchen zu wollen“. Wenn er beides nicht getan haben sollte, hat er die medial vorbereitete Ausrede genutzt: Er habe lediglich zugesagt, „zu wollen“. Und wollen wollte er, aber tun hat er nicht gekonnt. Häufig heißt es auch, jemand habe „angekündigt, arbeiten zu wollen“ oder eine andere gute Tat „vollbringen zu wollen“. Es kann jedoch niemand „ankündigen, zu wollen“, weil keine weiß, ob ihr Wille am nächsten Tag noch derselbe ist. Mensch kann „erklären, zu wollen“ oder „ankündigen, zu tun“. Aber nicht nur „wollen“ wird medial durch den Kakao gezogen, so geht es auch „müssen, können, dürfen“. Es gibt angeblich „die Pflicht und den Zwang, zu müssen“, „die Erlaubnis und die Chance, zu können“ sowie „das Recht und das Privileg, zu dürfen“. Wer eine Pflicht hat oder gezwungen wird, „muss“. Wer eine Erlaubnis oder eine Chance hat, „kann“. Wer ein Recht oder ein Privileg hat, „darf“. Pleonasmen sind immer unsinnig, aber solche sind exquisit, weil mit ihnen soziales Handeln vorgespiegelt werden kann: „Öffentliche Auftraggeber sollen verpflichtet werden, von privaten Auftragnehmern Tariftreue verlangen zu können.“ Die Verpflichtung bezieht sich auf „können“ und nicht auf „verlangen“. Da sei die Frage erlaubt, ob so etwas Absicht oder Unfähigkeit ist. Allerdings würden die ganz findigen Autorinnen hinter eine solche indirekte Frage ein Fragezeichen setzen: „Ich wollte dich fragen, ob ich bei dir wohnen kann?“ Bei so etwas hätte ich nicht „das Bedürfnis, antworten *zu wollen*“, sondern besonders nett zu antworten: „Nein, vor allem, weil du nur fragen *wolltest* und weder gefragt hast noch fragst.“

Dass Kosten nicht „bezahlt“, sondern entrichtet – oder auch erstattet – werden, sollte sich möglichst wieder herumsprechen. Ebenso wie die Tatsache, dass ausschließlich Waren „billig“ oder auch „teuer“ sind. Weshalb es, obwohl eine Lebensmittelkette ausdauernd das Gegenteil behauptet, keinen „Billigpreis“ gibt. Ein Preis ist keine Ware, sondern die Gegenleistung zum Erwerb derselben. Aber unsere Journaille kennt „überteuerte Preise, teure Rentenbeiträge, Billiglöhne, billige Gebühren, teure Mieten und Billigtarife“. Die Einsicht, dass diese ausschließlich „hoch“ oder „niedrig“ sind, ist der versammelten Schreibgesellschaft zu schlicht und, wie vieles andere, zu nah an der Realität, also nicht interessant und gegebenenfalls skandalös genug.

Mir gefällt immer wieder ausgesprochen gut, wenn – angeblich – „die Gewerkschaft ihre Mitglieder zum Streik aufruft“ oder „die SPD ihre Mitglieder abstimmen lässt“. Ich konnte in Vor-E-Mail-Zeiten das entgeisterte Gesicht eines WDR-Mitarbeiters quasi durch das Telefon sehen, als ich ihn gefragt habe, wer denn „die Gewerkschaft“ oder „die SPD“ sei – wenn nicht die Mitglieder, die sich folg- und angeblich selbst zum Streik oder zur Abstimmung rufen. Es ist sehr einfach: Wenn es „die Gewerkschaft“ oder „die SPD“ heißt, ist die jeweilige Führung oder auch Bürokratie gemeint. Was möglicherweise die Realität angemessen beschreibt.

Nein, nein! Also ja?

Es sieht so aus, als käme mensch mit der doppelten Verneinung gut durchs Leben. Denn daraus wird bekanntlich eine Bejahung oder auch Zustimmung. Und Ja-Sagerinnen sind allemal beliebt. „Ich weiß, dass ich auch nicht klüger bin.“ „Das hatte ich auch nicht erwartet.“ „Sie besprachen nichts weiter. Das war auch nicht nötig.“ „Sie grüßten sich nicht. Das taten sie

nie.“¹⁰ „Er hasst niemanden, und wir auch nicht.“ Zur falschen doppelten Verneinung kommt hier nicht nur ein überflüssiges Komma, sondern auch eine falsche Ellipse. Denn „wir hasst“ ist nicht sonderlich gelungen. „Er wagte kaum, etwas zu sagen, schon gar nicht laut.“ „Ich habe keine Meinung. Zumindest nicht in diesem Fall.“ Tja, wie hört sich „kaum nicht laut“ an und wie „keine Meinung nicht“? „Ein Ende des Euro-Höhenflugs ist nicht in Sicht. Ebensoviele wie der von Gold.“ Wie sich „des Höhenflugs“ und „der von Gold“ vereinbaren lassen, weiß die Schreiberin sicher auch nicht. Aber dass sie „ebenso“ hätte schreiben müssen, um die doppelte Verneinung zu vermeiden, hätte ihr jemand mitteilen können. Doch das Motto lautet wohl eher: „Ich habe nichts gemacht.“ „Das hat auch niemand behauptet.“ So etwas steht allen Ernstes regelmäßig in Romanen, die keineswegs trivial sind. Aber ein Täter würde sich ganz bestimmt anders verhalten: „Wenn so jemand nicht vorgeladen werden will, weiß er das zu verhindern.“ Aber vielleicht „war daran niemand interessiert, weder innerhalb noch außerhalb Berlins“, was nur dann nicht zu einem ähnlichen Ergebnis führt, wenn es „sowohl innerhalb als auch außerhalb Berlins“ heißt. Eine Mittäterin wird gefragt: „Sie haben nichts mit ihm gehabt?“ „Nein.“ Wir sollen uns die Wiederholung „Nein, ich habe nichts mit ihm gehabt“ hinezudenken. Oder: „Sie hatten keinen Kontakt mehr mit ihr, weder Sie noch Ihre Frau?“ Nicht wirklich, sondern „sowohl – als auch“.¹¹ Angesichts immer wieder mannigfacher Fehler vermag ich nicht recht zu glauben, was mir ein Verlag geschrieben hat: „Wir bedauern es sehr, wenn uns Fehler unterlaufen und nehmen Ihre Enttäuschung ernst. Wir können Ihnen jedoch wirklich versichern, dass wir jedes Buch gewissenhaft bearbeiten. Es wird übersetzt, lektoriert und danach in zwei Durchgängen Korrektur gelesen.“

Ein heiteres Durcheinander findet mit und zwischen „vergebens“ und „kostenlos“ auf der einen sowie „umsonst“ auf der anderen Seite statt. Eine Anstrengung wird nicht als „vergebens“ bezeichnet, sondern als „umsonst“. Ebenso gilt etwas, das nichts kostet, als „umsonst“. Sicher, wer so schreibt, wird verstanden. Aber ich wüsste gerne, warum nicht statt „umsonst“ der jeweils eindeutige Begriff „vergebens“ oder „kostenlos“ verwandt wird. Wie sinnvoll es ist, der Begrifflichkeit Aufmerksamkeit zu schenken, beweist die Sprache der Werbung. Waren werden „kostenlos“ – wohin sonst? – „frei Haus“ geliefert. Es ist allerdings vergebens, darauf zu setzen, denn das Liefern wird selbstverständlich mit Warenpreis bezahlt. Immerhin ist „kostenlos“ die vornehmere Variante von „umsonst“ – so wie „preiswert“ vornehmer klingt als „billig“.

Begriffsverwirrung ist in deutschen Druckwerken anscheinend nicht nur alltäglich, sondern auch en vogue und gilt als originell. Allerdings gibt es den Begriff „anscheinend“ in der deutschen Mediensprache praktisch nicht mehr, so dass ein ebenso alter wie schöner Spruch immer noch seine Berechtigung hat:

Dein „scheinbar“ les' ich weinend.

Du meinst gewiss „anscheinend“.

Mir hat jedoch lediglich ein – in wichtigtuertischer Formulierung „nur ein einziger“ – Journalist erklärt, dass ihm dieser erhebliche Unterschied unbekannt gewesen sei. Denn „scheinbar“ bedeutet: „Es sieht nur so aus, als ob...“, während „anscheinend“ das Gegenteil benennt: „Es sieht ganz so aus, als ob...“ „Scheinbar sollte es Regen geben.“ Gab es aber nicht, es schien nur so. „Anscheinend hat er im Lotto gewonnen.“ Sonst könnte er nicht mit Geld um sich schmeißen. Mit dem Schein wird allerdings nicht nur in der trivialen Literatur ganz exquisit verfahren. Er wird gerne verdoppelt und soll sich selbst erklären. Es heißt daher gerne: „Das schien

¹⁰ Ferner: „Sie fielen niemandem auf. Dazu gab es auch keinen Grund.“ „Beliebt machte er sich damit nicht. Das war nie sein Ziel.“ Darob war er „in keiner Hinsicht beunruhigt, es gab auch keinen Grund dazu.“ „Das ist keine gute Idee.“ „Das finde ich auch nicht.“

¹¹ Manchmal ist eine Ursache nicht zu ergründen: „Er fand keinen Dorn, weder zwischen Daumen und Zeigefinger noch in seinem Fuß.“ Gelungener und unterhaltsamer wäre nur noch: „Er fand keinen Dorn nicht nirgends...“

ihm (un)wahrscheinlich.“ Ein Pleonasmus kann nie sinnvoll sein, aber diesen hielt ich bisher für den unwahrscheinlichsten, der sich absurderweise jedoch zunehmender Beliebtheit erfreut. Auch als Koryphäen geltende Herren wie Martin Suter oder Ferdinand von Schirach treiben damit denselben Missbrauch, wie er Håkan Nesser von Übersetzerinnen angetan wird.

Angebliche Mutmaßungen

In diese Kategorie fällt auch der nur angeblich korrekte Umgang mit dem Wort „angeblich“. Serienweise werden in deutschen Medien Menschen „wegen angeblichen Mordes“ oder anderer von ihnen „angeblich“ begangener Straftaten festgenommen, angeklagt oder verurteilt. Monatelang saß ein deutscher Schüler in türkischer Haft, und zwar „wegen angeblicher Vergewaltigung“, wenn den hiesigen Medien zu glauben gewesen wäre. Dass „angeblich“ lediglich die Wertung des Menschen ist, der die entsprechende (Falsch-)Meldung verfasst hat, ist wohl niemandem aufgefallen. Denn kein Regime dieser Erde – die nur zu gerne in arroganter Selbstüberschätzung des Menschen „Welt“ genannt wird – ist so dämlich, seine Justiz, ob unabhängig oder nicht, sagen oder schreiben zu lassen: „XYZ wird wegen angeblichen Mordes...“ Gemeint ist, aber nicht ausgesagt wird, dass die Straftat von einem – weder angeblichen noch mutmaßlichen, sondern tatsächlichen – Unrechtsregime „behauptet“ wird.

Allerdings kommt auch die schlichte Verwechslung von „angeblich“ und „mutmaßlich“ nicht selten vor. Denn was ist schon der Unterschied zwischen einer vagen Behauptung („angebliche Täterin“) und einer begründeten Vermutung („mutmaßliche Täterin“)? Wenn ich vom „Tag des offenen Denkmals“ lese, assoziiere ich weniger „offen“ als „geöffnet“, weil sich „offenes Denkmal“ quasi liest wie „offene Hose“. Dass der Unterschied zwischen „schwer“ und „schwierig“ in diesem Land noch wirklich bekannt ist, wage ich hin und wieder zu bezweifeln, wenn jemand „vor einer schweren Aufgabe“ steht. Das Gegenstück wäre ein „schwieriger Koffer“.

Nicht angeblich oder mutmaßlich, sondern ganz sicher handelt es sich bei etwas „Letztem“ um etwas entscheidend anderes als bei etwas „Vergangenem“. Dennoch wird ausdauernd von „der letzten Woche, dem letzten Monat, dem letzten Jahr“ geschrieben, obwohl auf der Hand liegt, dass nicht der letzte Zeitabschnitt dieser Art gemeint ist, sondern der gerade vergangene. Wer dazu meint, „natürlich“ werde nicht das letzte Jahr beschworen, sondern es sei das vergangene Jahr gemeint, liegt ebenfalls ziemlich daneben. Denn das ist nicht „natürlich“, weil es mit „Natur“ ganz und gar nichts zu tun hat. Es ist vielmehr „selbstverständlich“. Sollte es zumindest sein. Wohl wahr: Im Sinne von „Sie wissen doch, was ich meine“, wird verstanden, was mit „natürlich“ und „letztem“ gemeint ist. Meine Frage bleibt allerdings, warum „selbstverständlich“ und „vergangen“ quasi ausgestorben sind.

In der Formulierung „in einer Zeit, wo...“ wird ein Wort mit Ortsbezug zur Zeit in Verbindung gesetzt, als ob es „da“ oder „als“ nicht gäbe. Und obwohl auch „Situation“ nichts mit einem Ort zu tun hat, wird immer wieder „von einer Situation, wo...“ geschrieben und nicht etwa „in der“. Romane sind so gut wie immer in der Vergangenheitsform verfasst. Alles, was erzählt wird, ist abgeschlossen. Und trotzdem wird in solchen Werken ständig mit Zeitangaben hantiert, als handele sich um eine Tageszeitung. In der heißt es korrekt „gestern, heute, morgen...“, wenn und weil eine Schilderung auf den Erscheinungstag bezogen ist. Ein Roman hingegen wird irgendwann, und zwar zu den unterschiedlichsten Zeitpunkten, gelesen. Angaben wie „gestern, heute, morgen...“ oder gar „jetzt“ (statt „in diesem Moment“) sind für die Leserin völlig sinn-, weil bezugslos. In der Vergangenheitsform löst sich dies alles in Wohlgefallen

auf.¹² Einen Sinn haben solche Angaben in einem Buch ausschließlich in wörtlicher Rede oder entsprechender Erzählform. Ebenso verhält es sich mit der Ortsangabe „hier“ oder „hiesig“ in der Literatur. Niemand, keine Erzählerin und keine Leserin, ist vor Ort, so dass ein solcher immer und ausschließlich mit der Hinweisform „dort“ verbunden werden sollte. „Hier“ erfreut sich auch in anderem Zusammenhang ungerechtfertigter Beliebtheit: „Um was für Summen geht es hier? ... Worum, zum Teufel, geht es hier?“ Gefragt wird jedoch nicht nach einem Ort, sondern nach einem Grund oder Anlass: „Worum geht es dabei?“ Oder es ist „damit“ gemeint: „Wahrscheinlicher ist, dass hier eine Diskussion unterbunden werden sollte.“ Möglicherweise steht „hier“ für „in diesem Zusammenhang“. Dann wäre es nicht verkehrt, drei Buchstaben zu einem „hierbei“ anzufügen.

Um eine Vermischung von Zeit und – quasi – Ort handelt es sich beim Gebrauch von „lang“ im Sinne von „es hat lang gedauert“, obwohl es „lange gedauert“ hat und „lang“ eine Streckenbezeichnung ist. Entsprechend wird willkürlich mit „nach“ und „hinter“ verfahren, als ob jemand mit seinem Auto „nach“ einer Kreuzung abbiege und nicht „hinter“ dieser.

Ab und zu muss der Mensch „ausspannen“, weil er „abgespannt“ ist. In Verkehrung dieses Befindens ist häufig zu lesen, er müsse „abspannen“, ohne dass benannt würde, was daran sinnvoll sein könnte, da „abgespannt“ kein besonders erstrebenswerter Zustand ist. Aber so ist die Lage (oder auch Situation). Und die kann, wie viele Schreiberinnen meinen, „eskalieren“. Tatsächlich handelt es sich jedoch um eine Momentaufnahme, die an sich selbst nichts ändern kann. Schon gar nicht kann sie „eskalieren“ wie etwa ein Konflikt. Sie ist und bleibt die Lage, die sie ist, bis eine andere geschaffen worden ist, und zwar von außen. Im Konflikt hingegen ist die Dynamik begrifflich angelegt.

Das ist vielen nicht „präsent“. Umso eifriger sind sie dabei, zu behaupten, jemand sei „präsen-ter“ als andere, also, um es mit dieser Aussage auf Deutsch zu versuchen, „anwesender“ als andere. Es gibt anscheinend mehr Wörter als „kein“, die besser nicht gesteigert werden, wenn sie ihren Sinn behalten sollen. Aber in einer anderen Sprache oder besser bei der Übertragung von Begriffen aus einer anderen Sprache hudelt es sich gerne herum. Da wird aus „fight“ das Verb „gefightet“. Die besondere Sorte Mäuse Sportjournalistinnen schreibt gerne: „Sie haben bedingungslos gefightet und gekämpft.“ Im Sport ist halt nicht nur alles anders, sondern vor allem doppelt toll, weshalb es, so der „Rennstall“ Mercedes, zwischen seinen *Formel 1*-Fahrern „sauber und clean“ zugehen soll. In ähnlicher Weise wird, entgegen jeder Logik, einer Mannschaft, die zweimal nacheinander ein Spiel gewonnen hat, angedichtet, sie habe „zweimal in Serie“ gesiegt. (Dem Bundesverfassungsgericht gelten erst drei Menschen als „Gruppe“.) Und wenn zwei Mannschaften gewonnen haben, wird verkündet: „Siege für Hamburg und Nürnberg“, obwohl das voraussetzen würde, dass beide mindestens zweimal gewonnen haben. Schön ist auch: „Tristesse beim BVB und Schalke“. Da waren sie „beim Schalke“ richtig traurig.

Da TV-Sender selten konkret auf Hinweise reagieren, kann ich lediglich aus einer von mir registrierten Veränderung darauf schließen, dass ich einmal etwas bewirkt haben könnte. Ich sehe mir ganz gerne im TV Tennisspiele an. Was im Englischen „enforced error“ heißt, wird auf Deutsch auch unter Tennisspielerinnen nicht „unerzwungener Fehler“ genannt, sondern „leichter Fehler“. Das stellt allerdings das Geschehen auf den Kopf. Denn nicht der Fehler ist „leicht“, sondern – vermeintlich – der Ball, also der Schlag der Gegnerin. Deshalb handelt es sich bei einem leichten Ball um einen unerzwungenen, folglich „schweren Fehler“. Vielleicht bilde ich es mir nur ein, aber in einschlägigen Übertragungen höre ich die Bewertung „leichter

¹² Das gilt auch für diesen Satz, da alles schon vorbei ist: „Bis hierher hatte sie davon nichts gewusst.“ „Bis dahin...“

Fehler“ seit einiger Zeit nicht mehr. (Quasi als historische Reminiszenz fällt mir dabei ein, dass Hans-Jürgen Pohmann, früherer Davis-Cup-Spieler, in seinen Tennisreportagen immer wieder behauptet hat: „Er hatte alle Zeit der Welt.“ Eine Sekunde oder knapp mehr. Eine ganz eigen(artig)e Relativitätstheorie à la Pohmann.)

Eher irreführend ist der Umgang mit dem Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums von Lebensmitteln. Fast immer wird von „abgelaufenen Lebensmitteln“ geschrieben, als handele es sich um die Absätze von Schuhen. Über Zeit und Datum wird keine Silbe verloren. Apropos „abgelaufen“: Die Arbeitsverwaltung benachrichtigt jedes halbe Jahr freundlicherweise die Empfängerinnen von Arbeitslosengeld II, sie mögen einen neuen Antrag stellen. (Leider heißt „Alg II“ in den Nachrichten „Hartz IV“, als ob es nicht schrecklich wäre, ein Sozialgesetz nach einem verurteilten Straftäter zu benennen – wenn auch nicht offiziell, sondern „nur“ medial.) In dem halbjährlichen Schreiben der Arbeitsverwaltung lautet der erste Satz: „Ihr Bewilligungszeitraum ist abgelaufen.“ Der Hinweis, dass die Arbeitsverwaltung keinen Menschen zu „bewilligen“ habe und erst recht nicht für einen sehr begrenzten Zeitraum, hat die Bürokratinnen weder interessiert noch irritiert.

Beliebigkeit zeichnet die Verwendung von „die gleiche...“ und „dieselbe“ aus. Bei Herrn Duden fallen diese erstaunlicherweise unter das Kapitel „Leicht verwechselbare Wörter“. Ähnlichkeit („das gleiche“) ist jedoch etwas völlig anderes als Identität („dasselbe“). Wer „das gleiche Kleid“ trägt wie die Nachbarin, trägt ein anderes Exemplar als diese, denn „dasselbe“ können schlecht beide tragen – zumindest zur selben Zeit. Und wer das *gleiche* Stück Kuchen isst wie sein Nachbar, hat zwar *denselben* Geschmack wie dieser, isst aber nicht *dasselbe* Stück. Zu einem Bombenanschlag auf den Kölner Dom heißt es in einem Roman: „Hatte jemand anderer die gleiche Idee?“ Nein, dieselbe, denn zwischen Bombenanschlag und Bombenanschlag gibt es keine Differenz und keine Ähnlichkeit, sondern nur Identität.

Wenn Quanten springen

Enorme Begeisterung löst bei der schreibenden Zunft eine herausragende wissenschaftliche Leistung aus. Dann wird durch die Bank ein „Quantensprung“ bejubelt, der folglich ein riesen-großer sein muss und als solcher überzeugt propagiert wird. Aber nicht überzeugend, denn Wikipedia weiß es besser: „Der allgemeine Sprachgebrauch versteht unter einem Quantensprung einen durch eine Entdeckung, Idee oder Erfindung hervorgerufenen ungewöhnlich großen Fortschritt in einem bestimmten Bereich. Damit widerspricht diese Verwendung der ursprünglichen physikalischen Bedeutung. In dieser sind ‚Quanten‘ die kleinstmögliche Energiedifferenz diskreter Zustände.“ Möglich ist medial also: groß, größer, am kleinsten. Mag es sich, wie es bei Wikipedia weiter heißt, um ein „Januswort“, ein „Antonym“ handeln, das „gegensätzliche Bedeutungen“ hat. Aber die Sensationsreportierinnen haben ziemlich sicher weder eine blasse Ahnung von der Winzigkeit des Quantensprungs noch von dessen Doppeldeutigkeit als „Januswort“.

Eine Zahl fasziniert anscheinend auch heute noch: 68. Sie haben einiges bewegt die „68er“, die häufig genug als „68iger“ – also „Achtundsechzigiger“ – firmieren, weil das Verhältnis manch Schreibender zu Zahlen gebrochen ist. Immer wieder ist auch von „Alt-68ern“ zu lesen. Als ob es auch „Neu-68er“ oder „Jung-68er“ gäbe. Gemeint ist, dass „die 68er“ älter oder auch alt geworden sind, was aus ihnen jedoch keine „Alt-68er“ macht.

Anscheinend kommt es auch, was die Bürgerinnenrechte angeht, nicht so darauf an. Da ist von „verfassungsgemäßen Rechten“ zu lesen, die der Staat durch „verfassungsmäßiges Handeln“ zu gewährleisten habe. Es ist jedoch exakt umgekehrt: Der Staat hat „verfassungsgemäß“ zu

handeln und dabei die „verfassungsmäßigen“ Rechte der Bürgerinnen zu achten. Für den Historiker Wildt ist „dabei das Prinzip der Volkssouveränität nicht hintergebar“. Wer wollte es „hintergehen“, also „betrügen“, dieses hehre Prinzip? Wer so schreibt, vermute ich. Denn gemeint ist, die Völkergemeinschaft dürfe nicht hinter dieses Prinzip zurückgehen. In anderem Zusammenhang hieß es, ein Gelände sei „nicht einsichtig“. Kein Wunder, es ist kein Subjekt und gemeint war, das Objekt sei „nicht einsehbar“. Aber vielleicht können Objekte sich doch strafbar machen. Wie sonst hätte Brasiliens Umweltbehörde „illegales Mahagoniholz beschlagnahmen“ oder die Polizei nach „verbotenem Abfall“ suchen können? Es ging um illegale Abholzung und illegalen Transport.

Menschenrechtlich sieht es nicht besser aus. Wahrscheinlich aufgrund eines nicht sonderlich kompetenten Umgangs mit der englischen Sprache, in der „humanity“ sowohl „Menschheit“ als auch „Menschlichkeit“ bedeutet, werden wir regelmäßig mit „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ konfrontiert. Selbstverständlich ist es möglich, gegen die Gebote der Menschlichkeit zu verstoßen. Aber gegen die Menschlichkeit ein Verbrechen zu verüben, ist unmöglich, weil es sich um eine Eigenschaft handelt. Warum nicht über „Verbrechen gegen die Menschheit“ berichtet wird, die nicht gerade selten sind, bleibt eins der Rätsel des Umgangs mit der deutschen Sprache.

Mit dem englischen Lehnwort „timen“ geht nicht nur der Duden merkwürdig um. Denn obwohl das „i“ im Englischen durch das „e“ zum „ai“ wird, schreibt er „getimt, du timst...“ Er kennt aber auch: „ich time, du timest ... sie timen“. Doch er erklärt diese Schreibweisen zum Konjunktiv und gibt uns das Rätsel auf, wie dieser als solcher zu erkennen sein könnte.

Ein ähnliches Rätsel ist die Bezeichnung „Selbstmord“. Strafgesetzbuch § 211: „Mörder ist, wer aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen, heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln oder um eine andere Straftat zu ermöglichen oder zu verdecken, einen Menschen tötet.“ Wie sollte jemand auch nur theoretisch solche Motive gegen sich selbst hegen und gegen sich selbst „heimtückisch“ handeln können? Warum also wird, wenn jemand „Hand an sich legt“ nicht, quasi freundlicherweise, von „Selbsttötung“ geschrieben? Allerdings sind bei Mord besondere begriffliche Anstrengungen zu verzeichnen und er wird immer wieder ausdrücklich als „heimtückisch“ oder „hinterhältig“ bezeichnet. Als ob es sich sonst um Mord handeln würde. Auch „feige“ heißt er häufig, ohne dass je erklärt worden wäre, was ein „mutiger“ Mord sein könnte. Tötungen in einer Menschenmenge werden gerne als „wahllos“ bezeichnet. Die Alternative wären „wählerische“ oder „ausgewählte“ Tötungen. Die gibt es auch, aber nicht bei einem Amoklauf, da geht es ganz ohne Wahlurne zu.

Während es im Verhältnis zwischen erwachsenen Menschen den Tatbestand der „Vergewaltigung“ gibt, existiert diese zwischen Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen medial, aber auch juristisch nicht. Eine entsprechende Gewalttat wird „sexueller Missbrauch“ genannt, unabhängig vom Grad der Gewalt. Wie absurd! Selbstverständlich gibt es Verstöße gegen die sexuelle Selbstbestimmung quasi „diesseits“ einer Vergewaltigung, etwa eine Belästigung oder einen Übergriff. Dass jedoch auch die Vergewaltigung eines Kindes/Jugendlichen „Missbrauch“ genannt wird, ist nicht nur ein sprachlicher Skandal. Denn wenn von „Missbrauch“ gesprochen wird, gibt es ansonsten im menschlichen Leben immer auch einen „Gebrauch“, etwa bei den legalen Drogen Alkohol und Nikotin. Worin aber sollte, polemisch gefragt, ein „sexueller Gebrauch“ von Kindern/Jugendlichen durch Erwachsene bestehen (können)? Es ist verwunderlich, dass uns darüber noch niemand aufgeklärt hat, da es doch ganz im Ernst auch Sätze zu lesen gab wie diesen: „Die Täter sind von einer Pfarrei in die andere versetzt worden, um sich weiter an Jugendlichen zu vergehen.“

Wo bleibt der „Händetäter“?

Nur wenige, die medial über Vergewaltigung berichten dürfen, wissen, was sie tun. Einschlägige Artikel und vor allem Meldungen dazu werden nur zu häufig so überschrieben: „Sextäter hat...“ oder „Sex-Täter gefasst“. Der „Sexualstraftäter“ passt nicht in eine Zeitungsspalte. Es gibt zwar weder einen „Messertäter“ noch einen „Pistolentäter“ oder „Händetäter“, aber „Sextäter“ ist so schön „griffig“. Dass Vergewaltigung, wenn die Schreibenden das Wort lesen könnten, begrifflich nichts über Sex aussagt, sondern alles über Gewalt, will nicht in deren Schädel. Statt sich damit zu beschäftigen, dass Frauen durch Vergewaltigung ihre sexuelle Selbstbestimmung genommen wird, bilden sie sich in naiver bis sensationslüsterner Weise ein, es gehe um eine geile Geschichte. „Aufgeklärt“ ist etwas anderes.

Dass es „fünfzig internationale Geheimdienste“ geben soll, liest sich zwar besonders geheimnisvoll, ist aber grober Unfug. Es gibt keinen einzigen „internationalen Geheimdienst“ – wäre der bei der UNO anzusiedeln? –, sondern – und so ist das „eigentlich“ gemeint – „international (nur?) fünfzig Geheimdienste“. Jeder davon ist ausgesprochen „national“. Wenn es allerdings sprachlich quasi international wird, geht es kunterbunt zu und zwar durcheinander. Da wird aus einem „Mafioso“ ebenso „ein Mafiosi“ wie der „Paparazzo“ zu „einem Paparazzi“ und ein „Graffito“ zu „einem Graffiti“ – wenn die Schreibende halbwegs richtig tippt. Denn zum Plural werden auch gerne „Graffitis“, „Grafittis“ oder „Graffities“ erklärt, so dass es zu „Graffittiesse“ nicht mehr weit sein kann. Da ist das umgangssprachliche „Paparazzos“ und „Grafittos“ fast noch besser auszuhalten. Den Vogel abgeschossen hat jedoch eine Chemie-Firma, die nicht etwa einen „Graffiti-Reiniger“ anbietet, sondern einen „**Anti** Grafitty Reiniger“.

Dass „die USA“ ein Plural sind, ist weithin ebenso unbekannt wie der Unterschied zwischen „UNO“ und „UN“. Die „United Nations Organization“ beschließt, die „United Nations“ fassen einen Beschluss, auch wenn ständig getitelt wird „UN erklärt...“ Die Behauptung der Existenz von „SPD- und CDU-Fraktionen“ im selben Organ oder Gremium findet ebenfalls hier und da Platz – in dem dafür vorgesehenen Sitzungsraum gibt es den jedoch nicht für mehr als jeweils eine Fraktion.

Der falsche Plural erfreut sich allenthalben ebenso erstaunlicher wie unerklärlicher Beliebtheit sowie für kreativ – und vor allem ebenso sinnvoll wie korrekt – gehaltener Variationen, ob angebracht oder auch nur korrekt oder nicht. Deutsche Bundeskanzler hatten die Freude, über ein „Kanzleramt“ oder ein „Kanzlerhandy“ zu verfügen. Die Kanzlerin steht nicht allein auf weiter Flur: Denn obwohl es sie nur einmal gibt, tönt die Journaille von „Kanzlerinnenamt“ und „Kanzlerinnenhandy“ – und nennt das „berichten“. Im selben Unsinn müssen genügend Abgeordnete auf „Kanzlerinnenkurs“ gebracht werden, wofür es keiner Mehrheit bedarf, sondern angeblich „Mehrheiten“ notwendig sind. Und weil eine nicht reicht, finden nach Meinung unserer Schreibenden zur Kürung der „Kanzlerinnen Merkel“ gleich mehrere „Bundestagswahlen“ statt. So wie allenthalben von Präsidentschafts- oder Landtags„wahlen“ geschrieben wird, obwohl es lediglich um einen Präsidenten oder einen Landtag geht. In Letzterem muss auch der Ministerpräsident „um seine Mehrheiten“ bangen, obwohl er nur eine hat und haben kann und diese ihm völlig genügen würde. (Dass bei der Produktion eines solchen Genies wie eines „Managerinnen-Sohns“ mehrere Damen mitzuwirken hätten, erklärt sich von selbst.)

Vielleicht lässt sich darüber streiten, welcher Numerus bei „sowohl – als auch“ stehen sollte; ob also „sowohl Franz als auch Fritz in Dortmund wohnen“, obwohl sich „sowohl“ und „als auch“ ausdrücklich lediglich auf eine Person beziehen. Aber bei „weder – noch“ und „entweder – oder“ sollte es unstrittig sein, dass „weder/entweder Franz noch/oder Fritz in Hamburg

wohnt“. Bei der schreibenden Zunft hingegen dominiert immer der Plural, der offensichtlich auf Medienmenschen eine faszinierende Anziehungskraft ausübt.

Der doppelte Plural wird besonders gerne in Romanen verstreut, wovon auch John Grisham mit „Menschen, deren Karrieren nie lange dauern“, nicht verschont wird. „Er hatte fünf Quälgeister ermordet, die sonst wahrscheinlich ihre Opfer ermordet hätten.“ Jeder der Quälgeister hatte lediglich ein Opfer im Blick. In solchen Werken treten regelmäßig Männer „mit Maschinengewehren und Masken“, „Anzügen“ und „Sonnenbrillen“ oder auch Frauen „in Röcken und mit Hüten“ auf. Als ob je ein Mann „Anzüge“ und „Sonnenbrillen“ oder eine Frau „Röcke“ tragen würde und nicht „einen Anzug“, „eine Sonnenbrille“, „einen Rock“ oder gar „Maschinengewehre“ tragen könnte – eins ist, wie erklärt, schon zuviel – und mehrere Masken bräuchte, um das Gesicht zu verbergen.¹³ Urheberinnen solcher Doppelmoppel brauchen, klar, mehrere „Pseudonyme“. Vielleicht sehen sie sich selbst doppelt. Und gucken entsprechend in die Kamera: „Warum sehen alle Leute auf ihren Führerscheinfotos so schrecklich aus?“ Apropos Leute: „Ein paar Leute hatten bereits im Publikum Platz genommen.“ Wer wäre so naiv, zu denken, dass das Publikum aus Leuten besteht und nicht etwa ein Raum ist? Bezeichnend verwirrt ist dieser Satz: „Seine Frau lag im Bett, die Töchter jeweils in ihren Zimmern.“ Nicht nur, dass „die Töchter lag“, sondern jede Tochter tat das auch noch „in ihren Zimmern“.

Der korrekte Singular ist, wie ein Einwand gegen meine Kritik am doppelten Plural („Töchter in Zimmern“) lautet, manchmal verwirrend: „Alle Kinder bekamen einen Apfel.“ Denselben Einwand gab es, als diese noch diskutiert wurde, gegen die Kleinschreibung, ob „gemäßigt“ oder „radikal“. Aber wer schreibt, ist gehalten, sich unmissverständlich auszudrücken und die Worte entsprechend zu wählen: „Jedes Kind bekam einen Apfel.“

Korrekt geschriebene Falschmeldung 3

„Seit heute arbeiten wir nicht mehr für den Staat.“

Jährlich gibt der Deutsche Steuerzahlerbund den Tag bekannt, für den diese Behauptung gelten soll, und beweist nicht nur seinen Lobbycharakter, sondern auch seine Dummheit. Denn er schreibt die Aufwendungen für Arbeitslosen-, Kranken-, Renten- und Pflegeversicherung dem Staat gut und nicht den Arbeitnehmerinnen.

Vielfach wird ein Singular zum Plural erhoben, im Sportteil vor allem: „Arsenal hat aus wenigen Chancen, die sie hatten, wenig gemacht.“ Aber auch im Feuilleton werden Gruppen pluralisiert: *Deep Purple*, *Simply Red* oder auch *Genesis* „spielen“. (Bisher hat noch niemand den Versuch unternommen, mir dieses Phänomen zu erklären. Vielleicht ist es angesichts der Willkür nicht möglich – und das wäre peinlich.) Es dauert möglicherweise nicht lange, da „erlassen der Bundestag Gesetze“, die „die Bundesregierung vorbereitet haben“ – zwei Gruppen, die nach einem Plural verlangen müssten und in denen es dem Vernehmen nach eine „Einstimmenmehrheit“ gibt.

Entsprechend wirkt die Dame des Hauses in einem „Einfrauengarten“, denn „etwa 90% der Heimarbeit wird von Frauen verrichtet“. Dabei sehen bestimmt mehr als „eine halbe Millionen Menschen“ unbeteiligt zu. Aber „ein Einstieg von Murdock und Berlusconi sind möglich“. Letzteren könnte diese Aufforderung erteilen: „Tu, was die Polizei von dir verlangt. Gib ihnen

¹³ Ferner bestellen „beide zwei Mojitos“, es gibt „kleine Männer mit dünnen Hälsen“, Polizisten stürmen „mit gezogenen Waffen und vorgewiesenen Plaketten“ eine Wohnung. In einem Auto „kippt einer nach rechts, einer nach links, wie es zwei Leute tun, die gleichzeitig ihre Autotüren öffnen“. Es gibt jeweils nur einen Mojito, einen Hals, eine Waffe, eine Plakette und eine Tür. Aber auch im zivilen Leben geht es doppelt zu. Es gibt angeblich „Zuzahlungen von Schulbüchern“ – als ob die zuzahlen könnten –, „alte Männer in Zweireihern“ und Bigamie, wie „tränenreiche Fernsehauftritte, in denen Männer ihre Frauen um Verzeihung anflehen“, belegen sollen. Netterweise werden auch Männer behauptet, die „Anzug, Krawatte und Mäntel“ tragen.

deine Informationen.“ Auch ein Paar besteht bekanntlich nicht nur aus einer Person: „Das Paar hat sich ein Geschwisterchen für ihren Sohn gewünscht. ... Es war ein junges Paar, ziemlich selbstbewusst in ihren Klamotten.“ Schließlich „steigen ein Drittel der Gebühren“ und „die Forderung nach Laufzeitverlängerungen sprechen für sich“. Als ob eine Verlängerung nicht schon zuviel wäre.

Es muss lediglich ein falscher Bezug hergestellt werden, dann passt das schon. Egal ob eine Reihe, eine Menge, eine Anzahl, ein Teil, ein Dutzend: Alles soll anscheinend mit dem Plural geadelt werden – und wird es nur scheinbar. In Fortbildungsveranstaltungen wird „Fortbildung“ angeboten. Warum können daraus mit Zustimmung von Herrn Duden „Fortbildungen“ werden? Menschen geben sich nicht „zum Abschied die Hände“, auch wenn es um zwei geht, sondern „die Hand“. Das wäre „in den jeweiligen Lagern“ nur dann nicht unumstritten, wenn sich nicht „jeweils/jeweilig“ sinnvollerweise auf nur ein Lager beziehen würde. Über die vielen Flüchtlinge in den aktuellen Krisengebieten heißt es in der Regel, sie seien „aus ihren Häusern vertrieben“ oder „ihre Häuser zerstört“ worden. Da könnte glatt der Eindruck entstehen, alle Flüchtlinge seien Großgrundbesitzer mit mehreren Häusern. In Wirklichkeit hatten ganz sicher fast alle Flüchtlinge lediglich eine Wohnung, aus der sie vertrieben wurden, und wohnten in einem Haus, das zerstört wurde.

In Sätzen mit Bezug/Anschluss/Beifügung sieht es nicht anders und vor allem nicht besser aus, wenn der Plural zum Singular erklärt wird. „Eines der mythologischen *Systeme*, das Barthes am meisten fasziniert hat, war die Tour de France.“ Oder es wird „Leipzig zu einer der letzten deutschen *Städte*, in der...“, während jemand „*einer der ersten* war, der...“ Wer kennt schon „fünf Männer“, die nicht alle, sondern „von denen alle redeten“? Als ob „alle“ ein Teil von „fünf“ wäre. In diesem Sinne ist Düsseldorf nicht etwa „eins der teuersten Pflaster“, sondern „gehört zu einem der teuersten Pflaster“, also praktisch zu sich selbst. Hin und wieder wird mit einer merkwürdigen Interpretation der Regel, dass sich eine Beifügung auf das letzte Wort bezieht, ein Plural einfach unterschlagen: „Die Unverdrossenheit und der Mut, mit dem sie vorging...“ „Sie hatte die graue Hose und die rosa Bluse an, mit der sie gekommen war.“ Dass durch eine Bestimmung mit Artikel, Pronomen oder Adverb zwei Beschreibungen ein Singular-Prädikat nach sich ziehen, ist weitgehend unbekannt: „Alle Beklemmung und Ohnmacht verschwanden. ... Dazu gehören auch unser Konsumismus und Nutzungsverhalten. ... Er stellte sich vor, wie erst Etta und dann sein Vater verzweifeln würden.“ Jedes Plural-Prädikat ist falsch. Und da ein „Blick“ nichts wollen kann, gilt das ebenfalls für dieses Bild: „Ohne es zu wollen, wurde Einars Blick weich.“ Auch ein Relativbezug kann eine Falschmeldung lancieren: „Höhepunkt war die Versteigerung durch Bargel und Möller, die beiden Schauspieler des örtlichen Theaters.“ Die Reduzierung des Ensembles auf zwei Personen war nicht beabsichtigt und wäre durch „zwei Schauspieler“ oder „zwei der Schauspieler“ zu vermeiden gewesen.

„Zum Autor und seinem Werk“

„Die Sekte wird von William P. geleitet, ein ehemaliger Priester...“ Nicht etwa „einem ehemaligen Priester.“¹⁴ Eine Ausgabe von de Sades „Justine“ aus dem Jahr 2011 beginnt so: „Zum Autor und seinem Werk“. Eine andere Autorin lässt jemand „am Friseur und dem Waffengeschäft“ vorbeikommen, das vielleicht „im Schatten und der Stille“ liegt, und zwar „in einer vom Schilf und dem Felsen begrenzten Bucht“ oder in der Nähe „vom Wald und den Reisfeldern“. Andere „gingen ins Theater und die Oper“. Warum dem jeweils zweiten Wort die passende Präposition „zu/in“ oder das korrekte Adverb „an/von“ vorenthalten wurde? Wer könnte

¹⁴ Ferner: „Die Mine enthält Arsentrioxid, ein Staub, der... Er ging zur Polizeiwache, ein braunes Holzhaus hinter dem Hafen. ... Er holte ein Remington 700 heraus, ein Repetierer.“ Nicht „einen Staub“, „einem braunen Holzhaus“ oder „einen Repetierer“.

helfen? „Sie haben Fragen oder Anmerkungen zur Website oder dem Verlag?“ Der wird wohl nicht sinnvoll antworten können.¹⁵

„Der erste Kopf, der rollte, war der des Chefs der Staatskanzlei, einem der engsten Mitarbeiter des Ministerpräsidenten.“¹⁶ Aus einem wissenschaftlichen Text: „Jung glaubte, Gewalt gegen Frauen sei die Folge einer nicht integrierten Anima, dem weiblichen Aspekt...“ Mit Vorliebe folgt auf den Genitiv der Dativ, aber gerne auch auf den Nominativ der Genitiv und was sonst an Willkür möglich ist. Für „nach“ scheint es keinen sinnvollen Anschluss dieser Art zu geben: „Sie wurden nach Schönau umgesiedelt, jenem weltweit gefürchteten Ort.“ „Er fuhr nach Marmer’s Head, dem größten Granitblock.“ Oder ist es sprachlich möglich, „nach jenem Ort umzusiedeln“ oder „nach dem größten Granitblock zu fahren“?

Der quasi doppelte Dativ erfreut sich etwa nicht nur deshalb größerer Verbreitung, weil „n“ und „m“ auf der PC-Tastatur nebeneinanderliegen: „Damit befindet sich niemand auf einem gutem Weg.“¹⁷ Das ist Absicht und die Leserin sollte verstimmt sein.

Manchmal scheinen Handelnde nicht zu wissen, wer sie sind: „Meier folgte Schulz zu seinem Streifenwagen.“ Der müsste folglich Meiers sein, gehört aber zu Schulz, weshalb es „dessen“ heißen müsste. „Sie betrachtete die Gläser vor ihr.“ Vor wem? Vor sich selbst, also „die Gläser vor sich“. „Er stellte einen echten Kontakt zu den Leuten um ihn herum her.“ „Er hielt die Fenster vor ihm im Blick.“ Nein, nicht „um ihn/vor ihm“, sondern „um/vor sich“, aber die Autorin schreibt über einen Menschen, als ob der sich selbst als anderer Mensch sehen könnte.

Mit zusammengeschriebenen Wörtern haben viele Schreiberinnen erhebliche Probleme. Sie behaupten, es gebe eine „Erlaubnispflicht von Gewerbebetrieben“¹⁸ Tatsächlich handelt es sich um eine Pflicht zur Erlaubnis eines Gewerbebetriebs.¹⁹ Da Sibirien nicht fliegen kann, nützt ein „Überflugverbot Sibiriens“ nichts, aber es wird medial deklariert. Klar, wir wissen ja, was gemeint ist. Ein „Beschuldigter der Menschenrechtsverletzungen“ könnte wohl eher als „Menschenrechtsverletzungen Beschuldigter“ angeklagt werden – und zwar ohne Artikel, weil sich kaum jemand der Verletzung sämtlicher Menschenrechte schuldig machen kann. Allerdings wird auch „eine Kaufbereitschaft von 12.000 Wohnungen“ behauptet sowie „Interesse an einer Rückholaktion von Mohamed Zidan“. So leicht(fertig) wird ein Objekt zum Subjekt, wenn es „von“ statt „für“ heißt. „Die Strahlenbelastung des AKW“ stellt die Verhältnisse auf den Kopf, da es sich tatsächlich um „die Strahlenbelastung durch das AKW“ handelt. Was für eine merkwürdige Spielerei – oder doch besser „Handlungsweise“? Gemeinhin wird es „Spielraum“ oder „Handlungsspielraum“ genannt, wenn jemand in Politik oder Gesellschaft Entscheidungsmöglichkeiten hat – und sei es zu „Krieg oder Frieden“. Aber was ist daran „Spiel“? Warum wird nicht geschrieben, worum es sich tatsächlich handelt, einen Handlungs- oder Entscheidungsraum? Mit dem Krieg gibt es in diesem Land, seitdem es sich an dem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg auf Serbien beteiligt hat, nur noch sprachlich Probleme. Merkwürdi-

¹⁵ „Laubenpieper ärgern sich über gestohlene Deutschlandflaggen während der Fußball-EM“ ist insofern eine Falschmeldung, als diese sich nicht (nur) während der EM, sondern „über während der Fußball-EM gestohlene Deutschlandflaggen ärgern“.

¹⁶ Ferner: „Im Programm des Senders schlug sich der Sturz von Bo Xilai, des Parteichefs, spektakulär nieder. ... Es geht um die Wahrnehmung des Bodens als eines lebendigen Raums, einem komplexen Organismus. ... Er ist Chef des Netzausrüsters Alcatel-Lucent, diesem wirklich großartigen Unternehmen.“

¹⁷ „Bei einem gutem Tippen kommt das nicht vor. ... Nach einem reichlichem Essen brauche ich eine Stunde Schlaf.“

¹⁸ Ferner „eine Anschlusspflicht aller Toiletten an das öffentliche Kanalsystem, Erinnerungsgegenstände an die Eltern, Vertrauensverlust in die Führung, Einführungskurse in französische Literatur, eine Erinnerungskultur an diese Zeit (des Krieges, jeweils am 1. September) und jährlich eine Jagdzeit auf Rehe.“

¹⁹ Ferner eine Pflicht zum Anschluss an das Kanalsystem, Gegenstände zur Erinnerung an die Eltern, Verlust des Vertrauens in die Führung, Kurse zur Einführung in französische Literatur, eine Kultur zur Erinnerung an diese Zeit und eine Zeit für die Jagd auf Rehe.

gerweise heißt es „Wehrdienst“, was die Frage aufwirft, gegen wen sich dieses Land zu wehren hat bzw. hätte. Aber wenn jemand den „Wehrdienst“ nicht antreten wollte, war er „Kriegsdienstverweigerer“. Einen „Kriegsdienst“ gab und gibt es jedoch nicht. Krieg auch nicht wirklich, wenn „der Westen“ darin verstrickt ist, höchstens „bewaffnete Auseinandersetzungen“, als handele es sich um feindliche Gangs, oder ein „robustes Mandat“, was einer der beeindruckendsten Euphemismen der menschlichen wie der Sprachgeschichte sein dürfte.

Eine Strafanzeige wird, wie bei Herrn Duden nachzulesen ist, „erstattet“, medial jedoch regelmäßig „gestellt“. Das lässt sich erklären, denn wer von einer Straftat betroffen ist, stellt gleichzeitig mit der Erstattung einer Strafanzeige einen Strafantrag. Daraus wurde mit der Zeit das verkürzte „Anzeige stellen“. Allerdings sollte das noch einigermaßen frohgemut stimmen, denn es gibt auch Schreiberinnen, die meinen, eine Strafanzeige werde „aufgegeben“ wie eine Anzeige für eine Zeitung oder ein Paket.

Indirekt oder möglicherweise?

Hin und wieder wird der Eindruck erweckt, es könne eine Farbe in einem bestimmten Zusammenhang, ein Design... nur einmal geben: „Sie hatte eine Einrichtung im neuen Design.“ „Es kamen Frauen im grünen Kittel.“ Abgesehen davon, dass es meist „Frauen in grünen Kitteln“ heißt – siehe doppelter Plural –, gibt es ganz sicher ebensoviele „neue“ Designs wie verschiedene „Grün“-Töne, weshalb die Bestimmtheit etwas vortäuscht, das es nicht gibt. Daher sollte es „in neuem Design“ und „in grünem Kittel“ heißen.

Die indirekte Rede bereitet überraschend vielen Autorinnen keinerlei Probleme. Sie kennen sie schlicht und ergreifend nicht und werfen mit dem Konjunktiv um sich, obwohl dieser sich nicht sonderlich schön liest: „Er sagte, dass sie einfach gegangen wäre.“ Es gibt jedoch keine Bedingung, unter der das geschehen ist, was bei einem Konjunktiv nötig, genau: wäre: „Sie wäre einfach gegangen, wenn er ihr doof gekommen wäre.“ Indirekt heißt es folglich „sei“ statt „wäre“. Nicht „Er meinte, er würde schlecht sehen“, sondern „er sehe schlecht“. Allerdings gibt es merkwürdigerweise in vielen, auch wissenschaftlichen Texten die umgekehrte Version: „Als habe Camus dem anderen großen Geburtstagskind des Jahres 2013, Richard Wagner, eins auswischen wollen. ... Das würde bedeuten, dass das jüdische Volk bald in der Minderheit sei.“²⁰ In allen Fällen ist das Beschriebene weder geschehen noch gemeint, weshalb der Konjunktiv die korrekte Darstellungsform wäre: „hätte auswischen wollen, in der Minderheit wäre“. Häufig genug ist zu konstatieren, dass Schreibenden nicht bewusst zu sein scheint, dass sie in einem Satz Konjunktiv und indirekte Rede für identisch halten: „Sie sagte, es hätte geklingelt, er sei zur Tür gegangen, sie hätte jemand gehört, die Tür sei zugefallen.“

„Eigentlich“ und „überhaupt“ haben in einem guten Text eigentlich überhaupt nichts verloren. Sie werden bevorzugt in der Eingangsfrage eines Interviews gebraucht: „Was ist überhaupt/eigentlich ein...?“, obwohl das Erfragte vorher weder benannt noch so ungenau erklärt worden wäre, dass ein solch impertinentes und penetrantes Insistieren zulässig wäre. Aber die Gefragte hat in einer noch nicht vorhandenen Antwort nichts versäumt oder ungenau formuliert. Aber solche Übertreibungen haben anscheinend einen besonderen Reiz, mit der Realität jedoch wenig bis nichts zu tun. Genauso wie „gar“ als Zusatz zu „nichts“, denn über nichts hinaus gibt es nichts. Das gilt auch für „kein“, das nicht steigerbar ist, jedoch nicht nur landläufig nicht „in keinsten Weise“ gebraucht wird, sondern ständig. Das könnte als „das Allerletzte“ bezeichnet werden, wenn es das gäbe, denn über das Letzte hinaus gibt es nichts; genauso wie vor dem Ersten nichts „Allererstes“. Auch eine ganz besondere Person, als „die Einzige“ bezeichnet,

²⁰ Banaler: „Er hob seine Pistole, als sei sie bleischwer. ... Das klingt, als seien sie enttäuscht.“ Korrekt: „als wäre sie bleischwer, als wären sie enttäuscht.“

gibt es nicht. Sie gilt aber anscheinend als „optimalstes Ergebnis“ einer Schreibe mit „maximalstem Ertrag“, die als „hochrangigst“ und nicht etwa höchstrangig gilt. Und zwar nicht weitestgehend, sondern „weitgehendst“, weil das „naheliegendst“ ist, nicht „nächstliegend“. Manchmal geht es sogar ums Ganze: „Die ganzen Plünderer kommen oft gar nicht aus Griechenland.“ Aber vielleicht die halben? Das wäre, um es mit einer Steigerung auszudrücken, die ausgerechnet in einem anspruchsvollen Buch über Thomas Mann zu lesen war, „eine endgültigste Grotteske“ – der aus gutem Grund „vollste Anerkennung“ verweigert werden sollte.

Weiter Verbreitung erfreut sich allenthalben bei den auf Sparsamkeit bedachten Autorinnen die „falsche Ellipse“. Sie lassen einfach ein Wort, meist ein Prädikat, weg und übertragen ein Singular- bzw. Plural-Prädikat auf einen folgenden Halbsatz mit Plural- bzw. Singular-Subjekt: „Postum erschien nicht nur seine Autobiografie, sondern auch seine weniger bekannten Aufsätze.“ „Es entsteht der Eindruck, dass nicht die Privaten in der Krise stecken, sondern der Staat.“ Reklame kennt da erst recht kein Pardon: „Der Mittelstand setzt auf Werte, wir auch.“ Davon und von sich ist die Sparkasse Dortmund überzeugt – sowohl inhaltlich als auch sprachlich, wie sie auf Nachfrage mitteilen ließ. „Nicht nur die Musiker sind taktvoll, sondern auch der Service.“ So, wenig sprachtaktvoll, aber ebenfalls überzeugt, das Dortmunder Konzerthaus, denn: „So klingt nur Dortmund.“ Hin und wieder ziemlich schräg. Jemand fragt: „Ich will wissen, wer das geschrieben hat.“ „Wir auch.“ „Wir will auch wissen“ gilt weithin nicht als merkwürdig oder gar falsch. Weil es „verstanden“ wird – wie Kindersprache in „restringiertem Code“, von dem allerdings niemand behauptet, er habe mit deutschen Sprachregeln zu tun.

Auch bei Aufzählungen wird gerne „gespart“ und sei es nur ein Artikel: „Weil der NRW-Innenminister sparen will, soll die Polizeipräsenz in und um die Stadien verringert werden.“ Ist „in die Stadien“ etwa kreativ? Hier geht es lediglich um zwei Buchstaben: „Die Konflikte im Nahen Osten und Afrika treiben immer mehr Menschen zur lebensgefährlichen Reise über das Mittelmeer.“ Ist „im Afrika“ besonders originell? Es wird nicht Faulheit sein, sondern mangelnder Überblick. Oder mangelnde Tierliebe: „Er war nicht bis zum Hund und Katze gekommen.“

In Restaurants wird in aller Regel eine „Speisekarte“ gereicht, obwohl darin die angebotenen „Speisen“ aufgeführt sind. Warum also nicht ein Buchstabe mehr und „Speisenkarte“? Weil zu lesen ist, was „gespeist“ werden kann? Dann dürfte es nicht „Getränkekarte“, sondern müsste „Trinkkarte“ heißen.

Nicht gerade selten ist diese Form der Sparsamkeit: „... als er das Tor geöffnet und den Weg hinaufgegangen ist.“ „... wie hundert Jahre zuvor die Getreidehändler zu Fuß vom Kai heraufgekommen und dort übernachtet hatten.“ Ausgesprochen oft geht es um einen einzigen Buchstaben: „Wir haben das ein oder andere Problem.“ Bekanntlich heißt es „das eine Problem“ und zu erklären ist die Sparsamkeitskleinlichkeit nicht wirklich.

Die Angabe „von 12.00 - 14.00 Uhr“ (häufig mit Gedanken- statt Bindestrich) ist zwar nach einer DIN möglich, sieht aber, mit Verlaub, nicht sonderlich gut aus und die Leserin fragt sich möglicherweise, warum weder Platz noch Zeit für ein „bis“ gewesen sein soll. Mit der Auslegung, dass jede Zahl als Wort zu verstehen sei, legt die genannte DIN fest, dass in „50 %“ und „12.00 - 14.00 Uhr“ mit Leerzeichen zu arbeiten sei. So wird häufig auch bei größeren Zahlen verfahren: 100 000. In PC-Zeiten ist das eher nicht sinnvoll. Denn wenn eine Zahl mit Leerzeichen ans Ende einer Zeile rückt, rutscht der zweite Teil in die nächste Zeile. Das sieht weder gut aus noch dient es der sinnvollen Vermittlung.

Das Imperfekt als Allzweck-Tempus

Die deutsche „Vergangenheitsform“ kennt keinen Unterschied zwischen Perfekt (vollendete Gegenwart) und Imperfekt (erste/unvollendete Vergangenheit) und wird landläufig mit Letzterem identifiziert. Für die Literatur ist dieser Unterschied unerheblich, weil das Perfekt darin nicht die Bedeutung hat wie das Imperfekt, in dem die meisten Romane verfasst sind und dessen sich auch der Tagesjournalismus bedient. Und zwar mit einer außergewöhnlichen Großzügigkeit, die „Freiheit“ zu nennen sicher nicht korrekt wäre, wie zahlreiche Beispiele veranschaulichen.

„Er war gespannt, ob die Borussen den Schwung aus dem gewonnenen Pokal-Halbfinale in den Bundesliga-Alltag retten konnten.“ Der Alltag stand allerdings noch aus, so dass die Rede von Vergangenem nicht angebracht war. Er hätte eine für Sportjournalistinnen vielleicht zu schwierige Formulierung erfordert: „würden retten können“.²¹

Da das Imperfekt als Allzweck-Tempus gehäuft in aus einer anderen Sprache übersetzten Romanen vorkommt, habe ich mir die Frage gestellt, ob die Originalsprachen so simpel sind, dass sie etwa kein Futur kennen und schon gar nicht über so etwas Kompliziertes wie einen Konjunktiv verfügen, und daher auf das Imperfekt beschränkt sind. Ein besonders beeindruckendes Beispiel: „Was wäre, wenn die vom Pentagon entwickelten Hightech-Anzüge erst einmal für wohlhabende Zivilisten verfügbar waren, so dass sie übernatürliche Kräfte besaßen und ihre Körper zu Diagnosezwecken an das Internet anschließen konnten?“

Eine geläufige und anscheinend regelgerechte (Plusquam-)Perfektform ist mir seit jeher unverständlich: „Sie hat(te) sie nicht kommen hören.“ Es heißt nicht: „Sie hat(te) sie nicht hören.“ Vielmehr: „Sie hat(te) sie nicht gehört.“ Warum also nicht auch: „Sie hat(te) sie nicht kommen gehört“?

Zwar selten, aber es kommt auch vor, dass das Imperfekt durch eine andere Zeitform ersetzt wird, wo es dringend angebracht wäre, wie etwa in diesem Rätsel, das die „Süddeutsche Zeitung“ ihren Leserinnen zur Unsterblichkeit Goethes aufgegeben hat: „Johann Wolfgang von Goethe *wusste* bereits, wie er öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen *kann*, um an fette Pfründe zu gelangen.“ Da ist der Versuch einer Denunziation schwer nach hinten losgegangen.

Was war, ist nicht mehr

„In den Veden (Sammlung religiöser Texte im Hinduismus) steht zu lesen, dass die meisten Sterne ebensolche Sonnen waren wie unsere eigene Sonne.“ Woraus zu schließen – nicht war, sondern wäre, dass es „die meisten Sterne“ nicht mehr gibt. „Mir taten Stellen weh, von denen ich nicht gewusst hatte, dass ich sie hatte.“ Aber wegen der Schmerzen hat die Autorin die Stellen anscheinend nicht mehr.²² Merkwürdigerweise ist häufig etwas „am vorhergehenden/

²¹ Ferner: „Der Wohlstand sollte kräftig zunehmen, damit es anschließend bei der kommunistischen Revolution möglichst viel zu verteilen gab.“ Da weder Marx, um den es in dem zitierten Text geht, noch irgendwer sonst diese Revolution erlebt hat, „gab“ es nichts zu verteilen, sondern „würde es zu verteilen geben“ oder, noch komplizierter, „damit es zu verteilen hätte geben können“. „Es würde zu Jubel kommen, nachdem er verkündet hatte, was er tun werde, falls er Präsident würde.“ Zwei Punkte hätten dem Satz Sinn geliefert: „falls er Präsident würde“. „Sie hatten ihre eigene Telefonnummer angegeben, die sie anrufen könne, falls ihr etwas verdächtig vorkam.“ Und nicht etwa „vorkäme“. „Also behielt ich den Verkehr im Auge, bereit zu flüchten oder zu kämpfen, je nachdem, wer mich zuerst fand.“ Wohl besser „finden würde“.

²² Ferner: „Er hatte erzählt, dass Kulane (asiatische Esel, RK) schneller laufen konnten als Pferde.“ Heute können sie es nicht mehr? „Unabhängig davon, ob wir herausfanden, was vor uns versteckt wurde.“ Eine zeitliche Unmöglichkeit, weshalb „herausfinden würden“ hilfreich wäre. „Natürlich bestand die Gefahr, dass ich in Hamburg jemanden traf.“ Weder „natürlich“, sondern „selbstverständlich“, noch „traf“, sondern „treffen könnte/würde“. „Mir fiel ein, dass die Presseabteilung letzte Woche angekündigt hatte, dass Fotografen bei uns unterwegs waren.“ So etwas ist nur in einer „letzten“ – und

vorausgehenden Abend“ geschehen, mit dem jedoch nicht ein Abend in der Zukunft gemeint ist, sondern „der vorangegangene/vorausgegangene“. Wenn es korrekt wäre, kommt das Imperfekt dann doch nicht zu seinem grammatischen Recht. So wie das Recht und das Unrecht nicht wirklich zu ihrem mit der vom Duden empfohlenen Schreibung „recht/unrecht haben“. Was soll daran sinnvoll sein, da in der Formulierung „Er hat ganz sicher das Recht...“ die Großschreibung erwartet wird? Worin soll der Unterschied zum Gebrauch mit oder ohne Artikel bestehen? (Der Duden selbst schreibt übrigens nicht „vom“, sondern „von Duden empfohlen“, als ob der Herr noch quicklebendig wäre.)

Zurück zum Imperfekt: Damit wird hin und wieder der Eindruck erweckt, etwas, das es einmal gegeben habe, komme nicht mehr vor. „Gefragt, ob man von der schlechten Luft eine verstopfte Nase bekam... Er wollte erfahren, wie man dank der Maden einen Todeszeitpunkt bestimmen konnte. ... Nasse Pistolen taugten nicht viel. ... Eine Waffe, illegal in allen Staaten, wenn man nicht aktiver Soldat oder Polizist war. ... An manche Sachen gewöhnte man sich nicht.“ Tatsächlich ist all das „präsent“ und müsste deshalb mit dem Präsens benannt werden.

Mit der Imperfektform eines ausgesuchten Verbs tun sich reichlich Autorinnen schwer: hängen. Da findet „hing“ nicht selten sowohl korrekt aktiv („Eine Frau hing am Reck.“ „Die Wäsche hing auf der Leine.“) als auch falsch passiv („Sie hing das Bild/die Wäsche auf.“) Verwendung. Dafür hat sie, wie es später heißt, das Bild oder die Wäsche nicht „aufgehängt“, sondern „aufgehungen“. Was angeblich auch zum Suizid möglich ist: „Sie hat sich aufgehungen.“ Zwar makaber, aber gut möglich, dass Schreibende bei dieser Wortwahl an das denken, was als „gut abgehungen“ auf den Tisch kommt.

Auf den Kopf gestellt – „Wo Begriffe fehlen, stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.“ (Goethe)

„Ein kluges Wort und schon ist man Kommunist.“ Das kann den in unserer Medienlandschaft Wirkenden kaum widerfahren. Ein falsches Wort und schon fährt ein Text gegen die Wand und sein Sinn steht Kopf. Falschmeldungen gibt es bekanntlich zuhauf. Die schönste, die ich kenne, stammt aus dem Zeitungsteil „Todesanzeigen“ und ist nicht erfunden: „Er hinterlässt eine nicht ersetzbare Lücke.“ Geschrieben von möglicherweise ersetzbaren intellektuellen Hinterbliebenen. Was als Sportpropaganda merkwürdigerweise auch unter „Journalismus“ fällt, bekommt die Silber-Medaille. Wie der Schwimmer Biedermann bei den Europameisterschaften 2014: „Zwei Hundertstel fehlen dem Deutschen zur Goldmedaille.“ Kopfrechnen schwach, Religion sehr gut, wie es früher hieß? Denn B. lag zwei hundertstel Sekunden hinter dem Sieger. Ihm fehlte nichts, er hatte zuviel Zeit gebraucht. Wie Frau Sachenbacher-Stehle im Biathlon bei der „Olympiade“ 2014, also in einem Zeitraum von vier Jahren. Nein, es ging um „Olympische Spiele“ und die sensationelle Überschrift lautete: „Nur eine Sekunde fehlt“. Tatsächlich, war S.-S. eine Sekunde langsamer als die Siegerin. Ebenfalls zuviel. Es fehlte S.-S. allerdings nicht am Schub, um zumindest das zu schaffen: Der Dame wurde Doping nachgewiesen, das den Schreibenden und Sprechenden manchmal zu fehlen scheint, um ihnen eine Leistung zu ermöglichen, wenn auch keine höchste. Oder, um mit Rochefoucauld zu schreiben: „Jedermann klagt über sein Gedächtnis, jedoch niemand über seinen Verstand.“ Deshalb gehört häufig eine Sportlerin „zu einer der Besten“, immerhin also zu sich selbst, und ist nicht „eine der Besten“. Oder es handelt sich um „die kompletteste Sportlerin“, was „komplettester Unfug“ wäre, wenn sich „komplett“ steigern ließe zu, quasi, „komplett komplett“. Zur Feier des Tages „lade ich am kommenden Samstag ein“ oder zur Belohnung „planen wir im Sommer eine Reise“. Wenn sie erst am Samstag einladen würde, wäre die Gastgeberin vereinsamt, da

nicht etwa „vergangen“ – Woche möglich: Es wird etwas angekündigt, das in der Vergangenheit liegt. Das klappt nur mit der besonderen Glaskugel namens PC, wenn der Mensch sich nicht zu „unterwegs sein würden“ durchringen kann.

sie tatsächlich „für kommenden Samstag“ eingeladen haben wollte. Und die Reise wird „für den Sommer“ geplant. So ist es nur fast besser: „Auch die Berliner Verkehrsbetriebe streikten am Mittwoch.“ Denn gestreikt haben nicht die Betriebe, sondern die Beschäftigten. Für so etwas sollte es geben, was gelegentlich in der Werbung verkündet wird: „Extrarabatte ... Als Geschenk erhalten Sie eine Flasche Piccolo – gratis.“ Rabatte sind „extra“ und ein Geschenk wird – wie ungewöhnlich – „gratis“ gereicht. Ähnlich speziell ist die Schreibe von „speziellen Sonderfahrzeugen“.

Ein bisschen verrückt muss es im Krimi(nellen) zugehen, deshalb gibt es allenthalben „Verhaftung“ und „Verhör“, die in totalitären Staaten üblich sind, statt „Festnahme“ und „Vernehmung“, wie sie das deutsche Strafgesetzbuch kennt. Mit so etwas muss rechnen, wer „einen Millionenschaden hinterzogen“ hat. Es wird ihm nicht gedankt, dass der Schaden verschwunden ist. Andersherum geht es auch. Der Dortmunder OB wurde von der CDU aufgefordert, „den finanziellen Schaden, der der Stadt Dortmund entstanden ist, zurückholen“. Wahrscheinlich hat er gerätselt, wie das möglich sein könnte. Die CDU hat es ihm eher nicht verraten können.

Wenn die Psyche unter psychologischen Druck gerät

So etwas setzt unter Druck, im Schrifttum „unter psychologischen Druck“. Aber nicht im wirklichen Leben, denn die Psychologie analysiert ihn lediglich, den „psychischen Druck“, dem die hier und da konstatierte „psychologische Ausgeglichenheit“ entsprechen soll, die allerdings ebenfalls eine psychische ist. Doch es gibt angeblich auch eine „soziologische Struktur“. Gemeint ist die „soziale Struktur“, die soziologisch analysiert wird. Was schert das die Schreibenden, die eine „Veralterung der Personalstruktur“ konstatieren zu dürfen meinen, obwohl nicht die Struktur, sondern das Personal „strukturell veraltert“? Die Wissenschaft wird medial auf lustigste Arten sehr geschätzt: „Die Trefferwahrscheinlichkeit der DNA-Analyse wurde vom Gutachter mit eins zu zehn Milliarden angegeben.“ Der Angeklagte konnte sein Glück zunächst kaum fassen und fiel später aus allen Wolken: Korrekt war „zehn Milliarden zu eins“. Möglicherweise sollte „das DNA-Gutachten die Wahrscheinlichkeit prüfen“. Was auch nicht funktionieren kann. Denn ein Gutachten ist ein Objekt. Es wird von Menschen erstellt und kann selbst nichts tun. Schon gar nicht kann es „prüfen“.

Eine solche Verdrehung der Kategorien ist allseits beliebt: „Überall wo Staaten ihre Gesundheits- und Sozialsysteme kürzen, kümmern sich Frauen um die Kinder.“ Wie diese Kürzung vonstattengeht? Gar nicht, denn gemeint ist die Kürzung der Mittel für die Gesundheits- und Sozialsysteme. Aber die Sensibilität für soziale Probleme ist hoch: „Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wird als das größte politische Problem gesehen.“ Wem fällt dazu noch etwas ein? Gegen die Arbeitslosigkeit sollen vor allem „qualifizierte Arbeitsplätze“ oder „höher qualifizierte Stellen“ helfen – wenn den Medien zu glauben wäre. Das wäre nicht einmal ein Automat, denn der ist kein Arbeitsplatz mehr. Gemeint sind daher Arbeitsplätze für qualifizierte Menschen. Gibt es die im Journalismus? Nicht nur in diesem Klappentext wird das Gegenteil verkündet, und das mit Inbrunst: „Ina Bouman arbeitete zehn Jahre als Journalistin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete.“ Vorher gelang ihr das anscheinend nur halb.

Übertreibung ist eine beliebte Medien-Währung: „Der Kampf gegen al-Qaida wird immer unsichtbarer.“ Gegen „Unsichtbarkeit“ hilft keine Brille, nicht einmal eine von der Firma, die behauptet, ohne sie wäre das nicht passiert. Es wird über einen Überfall als „an Brutalität kaum zu überbietende Tat“ geschrieben. Am Tag zuvor war in derselben Zeitung ausführlich über Auschwitz zu lesen. Doch obwohl es immer wieder heißt, was dort geschehen sei, dürfe sich nicht wiederholen, lesen wir ständig von „unsagbarer Gewalt“, „unvorstellbar grausamer Bru-

talität“, „unfassbaren Verbrechen“ oder, als ob es Auschwitz nicht gegeben hätte, von „einer neuen Dimension rechtsextremer Gewalt“. E. A. Rauter hat Leuten, die so etwas verzapfen, in seinem nach wie vor lesenswerten Buch „Vom Umgang mit Wörtern“ nahegelegt: Schreibe nicht, dass und wie sehr Du empört bist, sondern schildere, was Dich empört hat. Aber Rauter wird wohl, wenn er denn je en vogue war, nicht mehr gelesen. Möglicherweise fehlt es auch allenthalben an passenden Worten nicht für die Empörung, sondern für das Geschehen. Oder die Schreibenden bilden sich ein, sie könnten und dürften ihren Leserinnen eine realistische Schilderung desselben nicht zumuten, weil diese nicht so stark sind, wie sie von sich selbst meinen.

Nicht nur in den Medien, sondern auch in der Politik sind enorme Schwierigkeiten bei der Beantwortung der Frage, wie dem Rechtsextremismus beizukommen sei, zu konstatieren. Richtig gerne wird – wenn er nicht in von den Schreibenden selbst indirekt eingestandenem fehlendem Verständnis als „Spuk“ bezeichnet wird – der vulgär-medizinische Weg gewählt und der Rechtsextremismus als „Krankheit“, vor allem als „Virus“ oder „Krebsgeschwür mit Metastasen“ hingestellt und auf diese Weise ganz und gar nicht begriffen – womöglich gar verharmlost. Rechtsextreme gelten als „hirnkrank“, weshalb es wohl am einfachsten wäre, sie alle in das zu stecken, was früher „Irrenhaus“ hieß. Aber da diese „Lösung“ ausgeschlossen ist, dürfen wir die Wirkungslosigkeit politischer Medizin und die von ihr verordneten Placebos weiterhin ertragen. Von antifaschistischer Seite tönt immer wieder, was sich wie eine Feststellung anhört, aber weniger eine Behauptung als eine Forderung ist: „In Dortmund (anderswo sicher auch) ist kein Platz für Nazis.“ Obwohl die sich ziemlich breitmachen und momentan solche Exemplare auch in kommunalen Gremien Sitz und Stimme haben. Ähnlich verhält es sich mit der durchaus verständlichen, aber absurden Parole „Nazis raus!“ Denn die berechtigte Frage „Aber wohin?“ ist bis heute unbeantwortet.

In England wurden angeblich „Ärzte angeworben, um den medizinischen Unterbedarf zu decken“. Nicht etwa den Bedarf, mit dem es auch andere Schwierigkeiten gibt: „Es ist dringender Handlungsbedarf geboten.“ Weniger der Bedarf, als das Handeln – und zwar dringend – zur Verbesserung des Umgangs mit der deutschen Sprache. Denn warum sollte jemand wieder „die Kontrolle über mein ruiniertes Leben“ haben wollen, statt das Ruinöse hinter sich zu lassen? „Es geht darum, die Hilfsbedürftigkeit durch schulische oder berufliche Aus oder Weiterbildung zu erreichen.“ Solche Bemühungen waren bei deutschen Autorinnen ausgesprochen erfolgreich. Ein Ergebnis ist die „Aufklärung“ über „immer ungebremster ansteigende Aids-Erkrankungen“. Das ist keine Nachricht, sondern ungebremsteste Unfähigkeit, einen Sachverhalt auch nur angemessen, geschweige denn sinnvoll zu formulieren.

Weit daneben ist auch vorbei

Wenn fünf Jugendliche einen Menschen zusammengeschlagen haben, der, wie ein Foto zeigt, auf dem Boden liegt, wird daraus in der Bildunterschrift „eine Schlägerei“. Wenn die prügeln- den Jugendlichen vor Gericht landen, wird das Verfahren möglicherweise aus irgendwelchen Gründen eingestellt. Aber zu lesen bekommen wir von einem „Freispruch“, weil juristische Kenntnisse keine Voraussetzung für die Berichterstattung über Gerichtsverfahren sind. Weshalb auch zu lesen war, dass „wir hier keine Toleranz gegenüber den Grundwerten unsere Grundgesetzes haben“. Selbstverständlich ist das Gegenteil gemeint und tolerant müssen „die Anderen“ sein, „die Ausländerinnen“ nämlich: „Heute sind wir alle hier Ausländer und wollen uns entsprechend benehmen.“ Ranga Yogeshwar muss es wissen, schließlich „leben in NRW 180 Nationen“, wie zu lesen war. Ziemlich viel Platz dort. Aber Dortmund ist so freundlich und nimmt dem Land „132 Nationen“ ab. Selbstverständlich waren und sind damit Angehörige von 180 bzw. 132 Nationen gemeint. Das weiß die Leserin sicher, nur die Autorin nicht.

Yogeshwars „Benehmen“ stand im Zusammenhang mit einem „Länderspiel“ der „Fußballnationalmannschaft“. Die hat allerdings mit der „Nation“ nichts zu tun. Es handelt sich nicht um „Nationen“, die in einem „Länderspiel“ gegeneinander antreten, sondern jeweils um eine Auswahl eines sehr privaten Fußballverbandes, etwa des DFB, der sich von der „Nation“ in nichts reinreden, höchstens von ihr finanzieren lässt. Und dieser DFB beteiligt sich an Veranstaltungen der ganz privaten Organisationen Uefa und Fifa, die sich erst recht von keiner „Nation“ etwas vorschreiben lassen. Das läuft umgekehrt. Die Nationen dürfen lediglich jubeln. Etwa über „das perfekte Mittelfeld-As“ oder über eine im TV ausgestrahlte „meistgesehene Sendung“, in der „die bestgekleidete Frau“ zu sehen ist, was „schnellstmöglichst“ von „einer der internationalsten Autorinnen“ beschrieben wird. Diese fährt und fliegt viel auf dem Erdball herum, nehme ich an. Den schönsten Satz zu solchen Übertreibungen, die den Namen „Superlativ“ nicht verdient haben, hat schon vor Jahrzehnten Arnfrid Astel geprägt: „Wenn das geht, geht auch: Der Tausendfüßler ist das gehendste Tier.“

Wer das allerdings sieht wie Astel, verlässt „den gemeinsamen Konsens“. Was sicher keine Konzession an die Behauptung ist, dass doppelt besser hält. Entsprechend ist ein „Internationaler Weltverbrauchertag“ besonders wertvoll – im Gegensatz zu einem „Lokalen Weltverbrauchertag“. Wer wird da von wem verbraucht? Etwa ein „Gourmetliebhaber“, wie es im Programm einer Dortmunder Feinschmecker-Veranstaltung hieß, bei der anscheinend Kannibalen gern gesehen waren, um als Liebhaber Gourmets zu verspeisen? Aber nicht kostenlos, sondern zum „passenden Betrag, den Ihnen unser freundliches Servicepersonal gerne wechselt“. Sinnvoller wäre allerdings das Wechseln eines unpassenden in einen passenden Betrag. Aber nicht nur mit dem Geld ist es dann und wann ein bisschen schwierig: „Sie haben unter konsequenter Ignoranz meiner monetären Einwände entschieden.“ Dieser Satz zeugt von großer Ignoranz, denn gemeint ist die „Ignorierung“ oder „das Ignorieren“ der Einwände. Der Unterschied zwischen Prozess und Ergebnis ist aber offensichtlich nicht ausreichend bekannt, weshalb auch über „Zweifel an Aktion zur Keimreduktion“ geschrieben wurde, obwohl es sich um eine „Aktion zur Keimreduzierung“ handelte.²³

Hoch, höher – banal

Doppelt schwer an ihrer Verantwortung zu tragen haben regelmäßig die „Präsidentin des Präsidiums“, die „Vorstandsvorsitzende des Vorstands“ und die „Schulleiterin der X-Schule“. Interessant wäre es, in Erfahrung bringen zu können, wie ein „Ambulantes OP-Zentrum“ transportiert wird. Aber das Dortmunder Johannes-Hospital war nicht so christlich, diese Frage zu beantworten. Noch besser gelungen ist dessen Konkurrenz, dem Dortmunder Klinikum, das „Zentrale OP- und Funktionszentrum (ZOPF)“, dessen zentrale Zentrale entsprechend „Krankenhaus-Klinikum“ heißen müsste.²⁴ Um mit allzuvielen Autorinnen zu schreiben: „Es scheint mir wahrscheinlich, dass das Werbequatsch ist.“ Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit, dass etwas „wahrscheinlich scheinen“ kann, eher unwahrscheinlich, um diesem Pleonasmus die Spitze des Eisbergs auf die Krone zu setzen, die dem Fass den Boden ins Gesicht schlägt.

Richtig gut ge- und behandelt werden medial die „Promis“, durch die Bank als „Star“ bezeichnet. Es gibt keine Schauspielerin mehr und keine Profifußballerin, sondern nur noch „Stars“, ob 18 oder 81 Jahre alt. So kommt ein Begriff auf den Hund. Ob es dem „Reichstag“, den es

²³ Zweifel werden häufig mit der Präposition „ob“ verbunden: „Ich bezweifle, ob sie die Prüfung besteht.“ Aber mensch kann nicht „bezweifeln, ob...“, sondern nur „bezweifeln, dass sie die Prüfung besteht“.

²⁴ Der Klinikum-Geschäftsführer hat freundlicherweise zum ZOPF-Unsinn geantwortet: „Ich danke für den Hinweis. Ich habe nachgesehen, weil ich von einer anderen Übersetzung für ZOPF = Zentraler OP- und Funktionstrakt ausgegangen war. Aber es stimmt. Wir haben ein ‚zentrales Zentrum‘. Das ist natürlich unsinniger Nonsens, oder ein schwarzer Rappe ... Wir werden uns dem bei Gelegenheit korrigierend widmen.“

bekanntlich schon ziemlich lange nicht mehr gibt, besser ergeht, weil er ständig im Mund geführt wird, wenn es um den Deutschen Bundestag geht, wage ich zu bezweifeln. Denn zwischen dem Verfassungsorgan und dem Gebäude, in dem dieses tagt, besteht ein erheblicher Unterschied, so dass „der Bundestag hält seine Sitzungen im Reichstag ab“ vielleicht nicht nur auf ein merkwürdiges Verhältnis zur Sprache, sondern auch zur deutschen Geschichte schließen lässt.

Eine nette Verkehrsung besteht auch im öffentlichen Nah- und Fernverkehr. Die Durchsage vor jeder Endstation lautet: „Der Zug endet hier.“ Das möchte ich doch nicht hoffen, denn wer will die vielen Züge bezahlen, die neu angeschafft werden müssten, wenn jeder Zug an seiner Endstation (ver)enden würde? Mit der korrekten Formulierung „Die Fahrt endet hier“ kann sich anscheinend, wer es mit Verkehr(t) hält, nicht anfreunden.

Goethes „Faust“ meint: „Name ist Schall und Rauch.“ In Dortmund-Hörde gibt es eine „Hörder Burg“. Der nach dieser benannte Platz heißt jedoch nicht „Hörder-Burg-Platz“, sondern „Hörder Burgplatz“, also – ohne Absicht und Bewusstsein – nicht nach der Burg, sondern nach dem Stadtteil.

Nach meiner Beobachtung setzen sich sämtliche Medien darüber hinweg, dass sich eine Gewerkschaft einen putzigen Namen gegeben hat und diesen entsprechend schreibt, nämlich „ver.di“ von „Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft“. Gedruckt und im Internet gibt es diese Gewerkschaft – außer in ihren eigenen Publikationen – nicht, sondern fast nur „Verdi“, manchmal auch „verdi“ oder „Ver.di“. Auf der anderen Seite dessen, was einmal „Klassenkampf“ genannt wurde, und in einer anderen Branche wirkt eine Firma, die sich „Thyssen-Krupp“ nennt. Die Medien kommen jedoch mit „Thyssen-Krupp“ nicht ohne Bindestrich aus, regen sich aber fürchterlich darüber auf, wenn ein Straßenschild falsch beschriftet ist. Zur – hier sprachlichen – Gleichbe- bzw. Misshandlung von Arbeit und Kapital: Kapital wird „investiert“. Aber durch die regelmäßige Bezeichnung geleisteter Arbeit als „investiert“ wird die reale Ungleichheit und vor allem der reale Gegensatz von Arbeit und Kapital nicht zum Verschwinden gebracht.

In einer anderen „Berechnung“ werden gegensätzliche Aussagen in Beziehung zueinander gesetzt, um ebenfalls etwas Positives zu bewirken: ein superformidables Ergebnis nämlich. Kann es auf diese Weise den Medien gelingen, „mit einem Minimum an Mitarbeiterinnen ein Maximum an Nachrichten zu produzieren“? Ganz bestimmt nicht, denn es handelt sich dabei um eine Gleichung mit zwei Unbekannten, die nicht einmal Mathematikerinnen lösen können, geschweige denn Journalistinnen. Entweder wird das Minimum an Mitarbeiterinnen vorgegeben und das mit diesen zu erzielende Ergebnis akzeptiert oder es wird als Ergebnis ein Maximum verlangt, für das die entsprechende Zahl an Mitarbeiterinnen eingesetzt werden muss. Eins geht nur: ent oder weder. Die Behauptung der Möglichkeit einer „Minimax“-Lösung ist lediglich Maxi-Murks, obwohl deren Urheberinnen diese wahrscheinlich immer aufs Neue für nobelpreisverdächtig halten.

So herausragend können und müssen die Texte, die uns medial dargeboten werden und die ich lesen möchte, nicht geraten. Ich wäre schon zufrieden, wenn auf groben Unfug und Absurditäten verzichtet würde. Und ich würde mich sehr freuen, wenn Herr Duden einen Arbeitskreis einrichten würde, in dem sich ein paar seiner Mitarbeiterinnen Texte laut vorlesen, um – zu ihrem Erstaunen – festzustellen, dass in dem von ihnen betreuten Buch – auch als Online-Datei zugänglich – merkwürdige Empfehlungen gegeben werden, die schleunigst geändert werden sollten.